



Hochschule Neubrandenburg
University of Applied Sciences

Hochschule Neubrandenburg

Fachbereich Soziale Arbeit, Bildung und Erziehung

Studiengang Soziale Arbeit

SS 2012

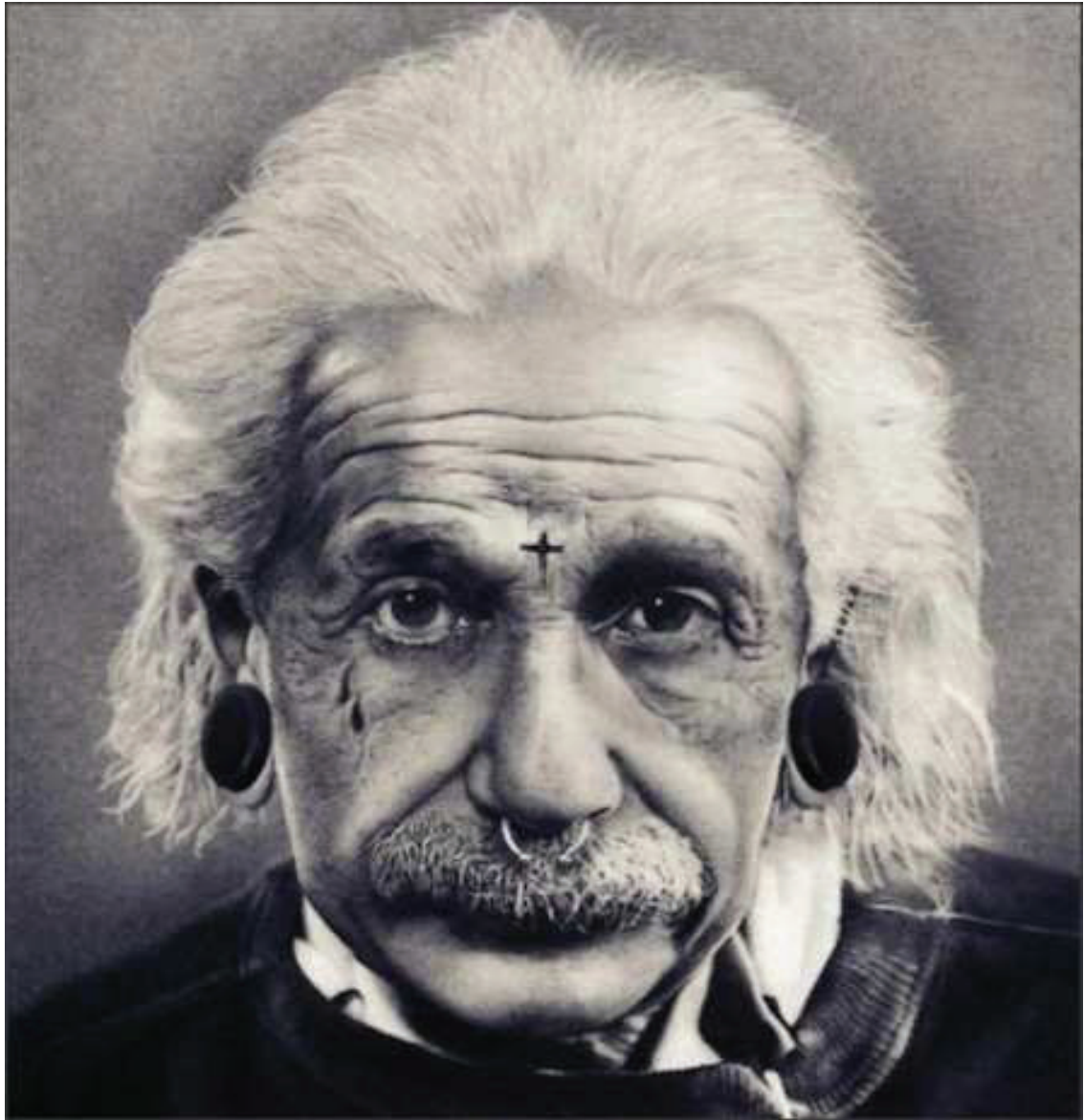
Bachelor-Arbeit

„Körpermodifikation – Hilfeschrei der Postmoderne?
Die Tätowierung als mögliche Form der Konfliktbewältigung“

Zuständiger Prof.: Prof. Dr. B. Bräutigam

Vorgelegt von: Melanie Scholz

Rostock, 2012-06-12



Es gibt drei Arten von Liebe:

„Die Liebe auf der Haut, die Liebe in der Haut und die Liebe, die unter die Haut geht“

(französisches Sprichwort nach Gieler 2007, S. 11)

1 Einleitung

Der Körper steht in der heutigen Gesellschaft mehr denn je im Mittelpunkt – diese ist regelrecht körperfixiert. Auf dem Äußeren liegt der Fokus: Silikon und Botox in der „Schönheits“chirurgie, Risikobräune, Magerwahn, Fitnesskult und Bodybuilding, Tattoos und Piercings, Körpermodifikationen jeglicher Art. Insbesondere den Medien ist das Bild des perfekten Bodys zu verdanken, der „Size 00“ zu tragen hat und die suggeriert, dass es nur dieses eine Ideal gäbe. Und die Globalisierung fördert die Einheitsmimik. Es hat den Anschein, als fühle sich die halbe Welt nicht mehr wohl in ihrer eigenen Haut, denn der Makel scheint eben diese Individualität zu sein (vgl. Spiegel 23/2003, S. 140). Und die heutigen Techniken machen es möglich, mit Hilfe von Bleichmitteln, Implantaten und Faceliftings eine uniforme Gestalt anzunehmen, die als „Schönheits“ideal gilt und scheinbar nur mit Hilfe dieser könnten sich alle menschlichen Bedürfnisse befriedigen lassen. Die mächtigsten Götter in der antiken Mythologie, allen voran Zeus, schlüpfen ebenfalls gern in fremde Körper - aber sie konnten sich jederzeit zurückverwandeln. In der realen Gegenwart aber werden Fashion Victims von Face Victims abgelöst. Die Menschen lechzen nach Extremen, denen einfach natürlich hübsch nicht mehr auszureichen scheint, um als vollwertig und liebenswert zu gelten. Der moderne Mensch empfindet es nicht als wichtig, die Welt in ihrer gesamten Vielfalt mit all seinen Sinnen zu erforschen, denn von enormer Bedeutung scheint, dass der perfekt drangsalierte Körper, zum Teil nur mit Hilfe einiger Korrekturen möglich, im Tanga knackig aussieht. Doch nicht erst das narzisstische einundzwanzigste Jahrhundert ist auf die Annäherung des Körpers an das straffe Idealbild fixiert, denn schon die frühen Ägypter übertünchten kleine Makel mit Kosmetik sowie die Gymnastik eine Erfindung der griechischen Antike sei. Aber bei der zeitgemäßen Steigerung ist von obsessivem Masochismus die Rede. Der Muskelkater allein reicht nicht mehr als Lebenselixier. Nur, wenn sich der Mensch körperlichen Gefahren aussetzt, Schmerzen erfährt, scheint er sich ausreichend spüren zu können.

Hierzu präsentiert die Tattoo- und Piercingwelle eine Art gesellschaftlich komplementäres Schönheitsideal, der jedoch die gleiche Einstellung zum Körper und seiner Veränderbarkeit zugrunde liegt. Körpermodifikationen existieren seit Beginn der Menschheit, aber in den letzten zwei Jahrzehnten sind sie wieder stärker in den Fokus der Öffentlichkeit und gleichzeitig in das Bewusstsein der Gesellschaft geraten. Ehemals als Stigma-Stempel der Unterschicht verpönt, zeigt sich die Tätowierung heute als Markenzeichen der Trend-Elite in einer narzisstischen Gesellschaft (vgl. Spiegel 50/2000, S. 230). Denn nicht mehr wie noch vor fünfzig Jahren nur an

Strafgefangenen oder Seefahrern zu finden, zeigen sich heute alle Formen der Körperverzierung: am ganzen Körper, aus dem Kragen oder dem Dekolleté wachsend, teils als kleine Marke auf Schulterblättern, an den Lendenwirbeln als gern betiteltes „Arschgeweih“ oder sehr beliebt bei den weiblichen Trägern an den Knöcheln. Mehr als vier Millionen Tätowierte sind in Deutschland zu verzeichnen (vgl. FAZ 2003). Aktuell fungiert das Tattoo insbesondere als Teil der Popkultur und nimmt demzufolge einen enormen Stellenwert in der Jugendkultur ein. Heutzutage begegnen uns Tätowierungen in ihrer gesamten Vielfalt täglich. Ein Besuch im Schwimmbad oder Fitnessstudio schließt eine Form der „Kunstaussstellung“ mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht aus. Denn der einstige Stempel, der die Zugehörigkeit einer Knastbruderschaft mitteilte, mauserte sich salonfähig. So tragen vermehrt auch Prominente Tattoos und präsentieren ihre neuesten künstlerischen Errungenschaften demonstrativ in der Öffentlichkeit, sei es nach einer Geburt ihres Kindes, dessen Koordinaten sie sich haben eingravieren lassen, wie die Schauspielerin Angelina Jolie, oder das Bild der eigenen Partnerin, wie der ehemalige Handballspieler Stefan Kretschmar, der sein Leben lang das Porträt seiner Ex-Freundin Franziska van Almsick zur Schau stellen muss, auch wenn sie längst getrennte Wege gehen. Das bestehende Bewusstsein der heutigen Gesellschaft in Bezug auf Körpermodifikationen ist mit Sicherheit auch ein Produkt der Medien. TV-Sendungen, wie „Tattoo Attack – Deutsche Promis stechen zu“ oder „La Ink“, mit deren Hilfe Kat van D Prominentenstatus erlangte, oder eine Boulevard-Berichterstattung über Tattoo-Models und Star-Tätowiererin „Bombshell“ McGee, die mit ihren Affären mit Stars und Sternchen für Aufsehen sorgte, tragen zum gesellschaftlichen Interesse, aber auch zur Akzeptanz bei. Denn durch die permanente Aufmerksamkeit, die dem Thema mittels regelmäßiger medialer Anwesenheit zukommt, geht der „Subkultur-Schmuddel-Faktor“ verloren.

Bis zum heutigen Zeitpunkt ist kein Ende des „Trends“ „Sich-tätowieren-zu-lassen“ in Sicht – er scheint allgegenwärtig. Unabhängig von Alter, beruflichem und sozialem Status vermehren sich die Anhänger der Tattookunst. Es begegnen uns in der Sozialen Arbeit Klienten, die bereits Körpermodifikationen an sich haben vornehmen lassen und/oder noch den Wunsch hegen, dieses in der Zukunft zu tun. Insbesondere die Jugendlichen in ihrer labilen, adoleszenten Entwicklungsphase orientieren sich im Prozess ihrer Identitätsfindung an Vorbildern, die sie in ihrem Erleben und Verhalten stark beeinflussen.

Aufgrund der eben dargestellten heutigen Gesellschaft und meiner angehenden Arbeit als Sozialarbeiterin beschäftige ich mich in der vorliegenden Arbeit mit dem „Phänomen“ der Tätowierung, die zu den bereits angesprochenen Körpermodifizierungen zählt. Der Fokus wird in diesem Kontext auf die Motivation gelegt, die hinter diesen stecken kann und die damit

verbundenen Vermutungen, Tätowierungen dienen heute zur Konfliktbewältigung als eine Art Copingstrategie und lassen sich auf Störungen der Persönlichkeit zurückführen, betrachtet.

Um späteren Ausführungen betreffend möglicher Funktionen des Tattoos gerecht zu werden, werde ich in den ersten Abschnitten die Historie beleuchten. Anschließend werde ich auf die Bedeutung des Körpers in der Postmoderne und seine Haut eingehen, um darauf aufbauend mögliche Beweggründe, sich ein Tattoo stechen zu lassen, zu erläutern und mich im Zuge der psychopathologischen Betrachtung der Frage widmen, ob ein Zusammenhang zwischen selbstverletzendem Verhalten oder einer Sucht und dem Prozess des Tätowierens besteht.

2 Tätowierungen – ein Kulturerbe

Um in der vorliegenden Arbeit näher auf das Phänomen der Tätowierungen eingehen zu können, erachte ich es als notwendig, den Ursprung und geschichtlichen Wandel dieser Form der Körpermodifikation zu erläutern. Möchten wir heutige Beweggründe und die Wirkung dieses Körperschmuckes verstehen, ist eine Begriffsklärung unerlässlich und ebenso notwendig das Einsehen der Entwicklung des Tattoos. Denn so lassen sich heutige Vergleiche und Unterschiede betreffend der Funktionen eines veränderten Hautbildes zum Teil verständlicher ableiten.

2.1 Etymologie

Das Wort „Tätowierung“ bzw. „Tatauierung“ ist wesentlich jünger als seine Technik. Bis in das 18. Jahrhundert existierte im europäischen Sprachbereich kein einheitliches Wort, obwohl der Mensch das Tätowieren nachweislich seit der Frühzeit kennt, das mit dem heute verwendeten „Tätowieren“ bzw. „Tatauieren“ in Zusammenhang stand. So benutzten die Griechen und Römer für den Vorgang des Tätowierens nicht eindeutige Umschreibungen wie „stigma“ (Brandmal), „signum“ (Zeichen, Merkmal), „pingere“ (bemalen, schmücken), „pangere“ (festschlagen, einschlagen) oder „compungere“ (zerstechen). Im deutschen Sprachgebrauch wurde der Begriff des Tätowierens mit „punktieren“, „bemalen“, „einstechen“ oder „prikschildern“ bezeichnet. Das im Deutschen heute gebräuchliche Wort „Tätowieren“ leitet sich vom englischen Wort „tatow“ (sprich: tätow) her. Der englische Seefahrer und Entdeckungsreisende James Cook (1728-1779) beschrieb auf seiner ersten Reise in den südpazifischen Raum (1769) den Brauch der Tätowierung, den die indigene Bevölkerung Tahitis als „Ta-tatau“ („kunstgerecht schlagen“ oder „eine Wunde schlagen“) bezeichnete. Der Ausdruck „Tatauierung“ sowie „Tätowierung“ fand aufgrund der falschen Einbürgerung des Wortes Einzug in die deutsche Sprache. Denn Cook ließ – höchstwahrscheinlich

unabsichtlich – eine Silbe „ta“ weg, sodass nur noch „tatau“ bzw. englisch „tattoo“ übrigblieb. Die rasche Verbreitung des Wortes erfolgte durch den tahitischen Prinzen Omai, den Cook von seiner Weltumsegelung im Jahre 1775 mit nach Europa brachte, um ihn dort als lebendes „Ausstellungsobjekt“ zur Schau zu stellen. So wurde neben seines nackten, farbigen und tätowierten Körpers auch das schöne, geheimnisvolle Wort „Tatau“ bestaunt (vgl. Oettermann 1995, S. 9).

2. 2 Historie

Den Körper zu schmücken und sich somit zu verschönern oder gar zu bereichern gehört zu den frühesten Bedürfnissen der Menschheit. Jedoch sind die Ursprünge dieser Kunstform schwer ausfindig zu machen, da sie mit ihrem Träger vergänglich ist.

Die folgenden Abschnitte sollen lediglich einen Einblick über die Geschichte der Tätowierungen geben, um einen möglichen Erklärungsansatz für die heute noch vertretenen stigmatisierten Ansichten und daraus resultierende Vorurteile dieser Körperkunst zu liefern, aber auch zum Verständnis der heutigen Motive beitragen.

Ursprung und frühe Geschichte

Die Technik der Tätowierung wurde nicht in einer bestimmten geografischen Region „erfunden“, um sich von dort dann über den ganzen Erdball weiterzubreiten. Vielmehr hat sich diese „künstlerische Äußerung“ bei verschiedenen Kulturen und indigenen Gesellschaften selbstständig und voneinander unabhängig entwickelt, sodass es keinen genauen geografischen Ursprung der Tätowierung gibt (vgl. Finke 1996, S. 49). Ebenso liegen die zeitlichen Anfänge des Phänomens im Dunkeln, zumal exakte Belege dafür fehlen. Es wird vermutet, dass die Körperbemalung auf die Zeit der Höhlenmalerei zurückreicht.

Die zur Zeit älteste bekannteste Tätowierung auf einem menschlichen Körper besitzt der Leichnam eines Steinzeitmenschen namens Ötzi, welcher 1991 in einem Gletscher in der Nähe des Ötztals in Italien, unweit der Grenze zu Österreich, gefunden wurde (vgl. Feige 2004, S. 247). Wissenschaftler datierten sein Alter auf ungefähr 5.300 v. Chr. zurück und fanden heraus, dass sich über 40 Tätowierungen auf seinem Körper befinden. Ötzi besitzt eine Reihe parallel verlaufender Linien, die seine untere Wirbelsäule bedecken, Streifen um seinen rechten Fußknöchel und eine Tätowierung in Form eines Kreuzes hinter seinem rechten Knie. Auf dem steinzeitlichen Körper Tätowierungen zu finden war nahezu sensationell und zeugt von der Unvergänglichkeit dieses

Körperschmucks. Allerdings scheint es sich bei den Tätowierungen des Gletschermanns eher um eine Form der Akupunktur und therapeutischen Behandlung zu handeln. Dem Hautstich wurde offensichtlich damals eine medizinisch-magische Bedeutung als auch eine schützende, kraftsteigernde und heilende Wirkung zugesprochen, wie wir es auch von anderen Kulturen kennen.

Tätowierungen als kultische Handlung wurden auch während der Jomon-Periode (Jungsteinzeit) in Japan, die zwischen 5.000 und 300 v.Chr. datiert wird, durchgeführt. Im frühen Japan finden sich Hautstiche als Zeichen der Religion und Sozialordnung, ebenso wie Rang-Tätowierungen und Stammes-Tätowierungen (vgl. ebd. 248 f). Seit 1990 wurden auf dem 2200 Meter hohen Ukok-Platau im sibirischen Altai- Gebirge, an der heutigen Grenze zur Mongolei und China, vier skythische, reichlich tätowierte Mumien mit Grabbeigaben entdeckt. Durch die Lagerung im Eis haben sich Kleidung, Körper und die Hautbilder über Jahrtausende hinweg sehr gut erhalten. Unter den Mumien fand sich auch die 2.400 Jahre alte Leiche einer Frau – sie ist die älteste bekannte tätowierte Frau. Sie trug an den Armen und Schultern kunstvoll und reich verzierte Tätowierungen von Vögeln, Hirschen und mystischen Tieren, die mit einer Knochennadel und Ruß unter die Haut gestochen worden waren. Vermutlich war sie eine Kriegerin oder Erzählerin von Stammesgeschichten und in ihrer Kultur hoch angesehen. Es ist denkbar, dass die tätowierten Zeichnungen Glück bringen, die Götter und Geister beschwören oder vor Unfällen schützen sollten. Die Ornamente der Skythenkrieger konnten aber ebenso den sozialen Rang der Individuen ausdrücken.

Ebenso geübt waren die Ägypter in der Kunst des „Stechmalens“. Im Mittleren Reich (2040 bis 1710 v. Chr.) waren Hautzierden ein durchaus beliebtes Ritual. Zwei ägyptische Mumien, die aus der Zeit um 2160 bis 1994 vor unserer Zeitrechnung stammen, besitzen abstrakte Muster aus Pünktchen und Strichen auf ihren Körpern, die wahrscheinlich vor bösen Geistern und dem „bösen Blick“ schützen sollten. Die 4000 Jahre alte Mumie der ägyptischen Priesterin Amunet weist Tätowierungen auf, die ihre besondere spirituelle Verbundenheit mit dem Jenseits kundtun. Neben königlichen Haremsdamen, die Hautbilder besaßen und tätowierten Prinzessinnen, trug auch die Gemahlin Ramses II. (1300 bis 1237 v. Chr.) verschiedene Zeichen auf ihrem Unterarm (vgl. ebd., S. 248).

„Stechmalen“ war also weit verbreitet. Es verzierten sich die Pikten und Kelten der Britischen Inseln. Die Ainu, die Ureinwohner Japans, die ihren Mädchen mit einer Tätowierung rund um den Mund den Status einer erwachsenen, verheirateten Frau verliehen. Die Indianer Nord- und

Südamerikas und die Polynesier des Südpazifiks. Viele afrikanische Gesellschaften bevorzugten wegen ihrer dunklen Hautfarbe häufig die Narbenzeichnung. Fast alle Kulturen stellten die Hautbilder aber in einen symbolischen Zusammenhang mit Zeugung, Geburt und Tod, mit Kraft und Mut. Dementsprechend wurde das „Stechmalen“ auch immer feierlich zelebriert. Selbst die ersten Christen gehörten zu den Anhängern des Hautstichs. Die Frühchristen ließen sich die Anfangsbuchstaben des Namen Christi – CX oder I.N., Jesus Nazarenus –, ein Lamm, Kreuz oder Fisch auf die Stirn oder das Handgelenk stechen (vgl. ebd., S. 249 ff). Ob durch Nadel oder eingefärbte Brandwunden, ist bis heute ungeklärt. Mit dem Beginn der chinesischen Hochkultur galten Tätowierungen als Zeichen von Primitivität, die die China umgebenden „Barbarenvölker“ kennzeichneten. Da Japan sich damals sehr an China orientierte, verschwanden die Stammes-Tätowierungen auch dort nach und nach. Genutzt wurden die Hautzeichen nur zur Stigmatisierung von Verbrechern. Eine wahre Blüte erlebte diese Form vor allem während der Edo-Dynastie (1603 – 1868), benannt nach dem früheren Namen Tokios. Für Delikte, wie Diebstahl, Hehlerei oder Betrug wurden überführte Straftäter mit Streifen an Armen oder im Gesicht gekennzeichnet, wobei sich die Zahl, Anordnung und Platzierung der tätowierten Streifen nach der Stadt, in der sie verurteilt wurden, unterschied. Auf diese Weise konnte sichergestellt werden, dass die Verbannung, die mit einer solchen Verurteilung einherging, eingehalten wurde.

18. und 19. Jahrhundert

Erst mit dem goldenen Zeitalter der Piraten und Entdeckungsreisenden begann die Blütezeit der Tätowierung, insbesondere in Europa. Die Überseeschifffahrt des 17. und 18. Jahrhunderts trug wesentlich dazu bei, dass die Europäer in Kontakt mit tätowierten, indigenen Bevölkerungsgruppen kamen. Vorerst waren es aber nur die Matrosen, die zum Andenken an eine ferne Reise ihren Körper mit tribalen (stammeseigenen) Motiven verzieren ließen. 1774 brachte schließlich James Cook einen tätowierten Polynesier namens Omai mit nach London, wo dessen nackter, farbiger Körper als „lebendiges Ausstellungsobjekt“ bestaunt werden konnte (vgl. Oettermann 1995, S. 9). Damit setzte auch der Impuls zur Wiederentdeckung beziehungsweise Wiederbelebung der europäischen Tätowierung ein, nachdem es im christlichen Mittelalter verboten gewesen war. So wurden die „bunten, wilden, fremdartig anmutenden“ Körper der nach Europa verschleppten Südseeinsulaner bestaunt und bewundert und trugen zur weiteren Popularität des Hautstichs bei (vgl. ebd., S. 24 ff). Eine wahre „Tätowierungswut“ setzte ein, die bis zum Ende des Ersten Weltkriegs anhielt. Für den plötzlichen Run auf die Tätowierkunst in Europa spielte wahrscheinlich auch der Umbruch der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse eine Rolle. Während der industriellen Revolution wurde die Tätowierung zum Protest der unterdrückten und ausgebeuteten Bevölkerung, die

versuchte, sich mittels dem Hautbild wenigstens einen kleinen Teil ihrer Identität zu erhalten. Im Zuge der Französischen Revolution waren Tätowierungen ein Ausdruck der politischen Überzeugung und der religiösen Bekenntnisse. Andererseits wurde der Hautstich der „Wilden“ als verwegen, erotisch und den Körper verschönernd empfunden (vgl. ebd., S. 47 ff). Eine Tätowierung galt damals auch als Zeichen für eine schönere, freiere Welt und wurde somit auch zu einer Modeerscheinung der vornehmen Gesellschaft. Männliche wie weibliche Angehörige nahezu aller europäischer Fürstenhäuser waren tätowiert. So auch Kronprinz Rudolf von Österreich, Erzherzog Franz Ferdinand und Erzherzogin Anna und Lady Jenny Churchill, die Mutter von Sir Winston Churchill, trug eine sich in den Schwanz beißende tätowierte Schlange, als Symbol der Ewigkeit, auf ihren Arm (vgl. Hofmann 2004, S. 24 ff).

Neben der Gelegenheits- und Selbst-Tätowierung etablierten sich im endenden 19. Jahrhundert die ersten Stecher, die gewerbsmäßig als Berufstätowierer arbeiteten. Professionelle, sogenannte Tattoo-Shops entstanden in großen Hafenstädten und Metropolen, wie Port Said, Manila, New York, Tokio, Sydney, San Francisco und Liverpool, wo sich immer mehr Menschen ihre Haut verziern ließen (vgl. Hofmann 2004, S. 19 f). Die Besitzer dieser Tattoo-Shops waren meist ehemalige Matrosen. Den größten Anteil der tätowierten Bevölkerung stellte also nach wie vor die unterste soziale Schicht dar. Zu ihr zählten vor allem die Seeleute und Hafendarbeiter, die Soldaten, die sich häufig vor einem Feldzug am Unterarm ihren Namen, Geburtsort und die betreffende Jahreszahl des Kriegszuges einstechen ließen, und die Nichtsesshaften. Als Nichtsesshafte wurde die damals zahlenmäßig starke Gruppe der wandernden Handwerksburschen, Hausierer, Erntearbeiter, Marktfahrer und Jahrmarktsleute bezeichnet. Eine untergeordnete Rolle spielte die Frauen-Tätowierung, die sich in größerem Umfang vor allem bei Prostituierten fand. Ihr Hautstich diente vorwiegend als Stimulans für die Kunden und beschränkte sich auf Liebessymbole, besonders Herzmotive mit den Namensinitialen des Geliebten. Die Gründe für die Tätowierungen bestimmter Bevölkerungsschichten und Berufsstände waren vielfältig. Denn die Hautbilder spiegelten Lebenssituationen, seelische Stimmungen und das soziale Milieu wider. Zudem verwiesen sie auf Gruppenzugehörigkeit, Kraft und Selbstbewusstsein. Während kleinere und vereinzelte Tätowierungen an einer Person kaum Beachtung fanden, bestaunte die Bevölkerung Männer und Frauen, deren ganzer Körper mit Hautbildern verziert waren. Darum traten solche gänzlich tätowierten Menschen zumeist als Schausteller auf Jahrmärkten, Messen und Panoptiken oder in Wirtshäusern auf.

Die große Zeit der zur Schau gestellten Tätowierungen begann aber erst Ende des 19. Jahrhunderts (vgl. Oettermann 1995, S. 77 ff). Jetzt waren es jedoch nicht mehr „Original-Wilde“, sondern Europäer, die ihrem Publikum als Ersatz die abenteuerlichsten Geschichten von Verschleppung

durch Indianer und anschließender Zwangs-Tätowierung, Heirat mit einer Indianerprinzessin und Ähnliches aufzischten. Die Patentierung der ersten elektromechanischen Tätowiermaschine sorgte dafür, dass die Technik der indigenen Bevölkerung, die die westlichen Tätowierer bisher ausübten, praktisch über Nacht ins Hintertreffen geriet. Die elektromechanische Tätowiermaschine hatte unbestreitbar ihre Vorteile: Tätowieren war jetzt nicht länger eine langwierige, schmerzhaft Angelegenheit mit Handnadeln und Klopstock. Diese Erfindung wird noch heute mit nur unwesentlichen Modifikationen in allen Tattoo-Shops der Welt für die Tätowierung verwendet. Während all dieser Zeit blieb das Tätowieren aber eine männliche Domäne. Die „tätowierte Frau“ war eine Kuriosität, die man nur in Schaustellerbuden zu sehen bekam. So war die Tätowierkunst zu extremen Höhen gelangt und hatte Zuschauer überall im Westen geschockt, begeistert und amüsiert, ehe sie in Verruf und Vergessenheit geriet. Nach einer kurzen Zeit der Popularität in den „besseren Kreisen“ wurde fortan nur noch in der Unterschicht und der Unterwelt tätowiert. Nicht zuletzt war hier die Tätowierung auch ein bewusst gewählter Ausdruck, um sich von der übrigen Gesellschaft deutlich abzugrenzen.

20. Jahrhundert

Die Kunst des Hautstichs ließ sich weder durch Verbote noch durch diffamierende Äußerungen und Ächtung vertreiben. So wurden Tätowierungen weiterhin aus Tradition in der Fremdenlegion und in den Hafenstädten aufgrund der Glorifizierung des Söldner- und Seemannberufs ausgeübt. Mittelpunkt der Tätowierkunst waren die Hafenstädte, die Marine, das Heer, gewisse Großstädte der Binnenländer und Gefängnisse. Der barbarische Faschismus hatte im Bewusstsein seiner Macht die Tätowierung als Zeichen der Herrschaft wieder aufgegriffen und die beispielsweise in Form der Brandmarkung in Konzentrationslagern eingesetzt (vgl. Oettermann 1995, S. 109). Gemäß der vorherrschenden Meinung galt auch in Europa eine tätowierte Person als rebellisch und suspekt, als Verbrecher, die die Schranken des Gutbürgerlichen deutlich sichtbar überschritten hatte. In der Nachkriegszeit spielten Sitte, Moral und Anstand nach geordneten Verhältnissen, sowie Wiederaufbau und Arbeit eine große Rolle. Wer eine Tätowierung trug, galt automatisch als ein arbeitsscheuer, fauler, krimineller, perverser, minderwertiger „Kerl“. Die Tätowierung in den Gefängnissen lebte, trotz strenger Verbote und der Androhung schwerer Disziplinarstrafen, weiterhin fort. Speziell in den fünfziger und sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts wurde die Tätowierung unter Häftlingen zu einem Ausdruck des Protests gegen Entmenschlichung (vgl. ebd., S. 115 ff). Der Hautstich wurde von den tätowierten Personen als ein Zeichen des Nicht-aufgebens, des Nicht-besiegt- oder Nicht-gebrochenwerdens und somit als Beweis eines freien Geistes in einem gefangenen Körper verstanden. Die abgesessene Zeit wurde auf dem Körper

dokumentiert und zum Teil ins Lächerliche gezogen. Ebenso wurde das Delikt, die Art der Strafe und die Rangordnung im Gefängnis auf den Fingerknöchel deutlich sichtbar angebracht. Letztere hing neben dem begangenen Verbrechen und der körperlichen Stärke auch von der Anzahl der Tätowierungen ab, die der Häftling trug.

In den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts war das Tätowieren unter den europäischen Jugendlichen sehr modern geworden, nicht zuletzt infolge der Jugendprotestbewegungen, die versuchten, sich bewusst von der Welt der Erwachsenen abzuheben. Der damalige Generationskonflikt drückte sich auch im Bereich des Hautstichs aus: Für die Erwachsenen, die bürgerliche Gesellschaft, war eine Tätowierung ein negativ behaftetes Zeichen, für die Jugendlichen Protest und Revolte gegen die bürgerliche, „spießige“ Welt ihrer Eltern und Großeltern. Die „Hippies“ und besonders die „Punks“ waren Anhänger dieser Gegenkultur und machten die Tätowierung zu einem Massenphänomen der Jugendbewegung (vgl. Kasten 2006, S. 22). Die 1960er Jahre waren auch das Jahrzehnt von „Love, Peace und Happiness“, LSD und sphärischer Musik, von Woodstock und der Andersartigkeit des Seins. Die Popularität der Tätowierungen zu jener Zeit war wohl auf die riesige Flower-Power-Szene der 60er zurückzuführen. Mit den Tätowierungen drückte die Hippie-Bewegung ihre Verbundenheit untereinander aus, und grenzte sich von der Mainstream-Gesellschaft ab. Gestochen wurde häufig das Peace-Symbol, die Worte „Love“, „Friends“ oder ein Marihuanablatt, um für die Liberalisierung und den Gebrauch von weichen Drogen einzutreten. Die bürgerliche Welt der „Normalen“ fühlte sich bereits durch diese, für den Frieden demonstrierende Jugendbewegung und ihre Tätowierungen provoziert. Die „Punks“, die in den siebziger Jahren in Großbritannien das erste Mal auftraten, stellten eine beständigere, heftigere Provokation als die Hippies dar. Wild, rau, obszön und gegen alles, was mit der Gesellschaft und all ihren Normen zusammenhing, schlossen sich unzählige, von der schlechten wirtschaftlichen und politischen Situation desillusionierte Jugendliche zusammen. Ähnlich wie die Rocker oder Skinheads kreierten die Punks ihre eigene, szenetypische Mode mit eigenen Tätowierungen als ein Teil der Rebellion. Mit klassischen Motiven wie grinsenden Totenschädeln mit gekreuzten Knochen, Ratten oder Namen von bekannten Bands entwickelten die Punks ihre Tätowiermode. Während Tätowierungen vorher den Rockern, Hippies, Prostituierten, Häftlingen und Zirkusschaustellern vorbehalten waren, nutzten die Punks sie nun als permanente Ausdrucksform nicht gesellschaftsfähiger Individuen, denen die bürgerliche Gesellschaft keine Hoffnung für die Zukunft gab.

Eine weitere bedeutende Gruppe tätowierter Personen in dieser Zeit waren auch die eben angesprochenen Rocker und Biker, die gemäß der öffentlichen Meinung als halb kriminell galten. Als verbindendes Glied – und als wichtiger Ausdruck des Lebensgefühls – verstanden die Fans

neben der Musik und ihrem Bike (engl. Motorrad) das Tattoo auf Armen, Beinen und Oberkörper. Beliebte Motive waren Porträt-Tattoos der Rockstars, Horror- und Tod-Tattoos sowie selbstverständlich die Harley. Der Ruf der Biker von Verwegenheit und Rauheit war lange Zeit maßgeblich für das schlechte Image der Tätowierungen.

Auch in den ausgegrenzten Kreisen der Sadomasochismus-, Lesben- und Schwulenszene lebte das Tätowieren weiter. Die Anhänger dieser Sexualformen hatten die Tätowierung, die nun im Verborgenen angebracht und nicht öffentlich demonstriert wurde, aufgrund ihrer erotischen, körperbetonenden Wirkung für sich und ihre Partner entdeckt. Diese Entwicklung brachte allerdings auch mit sich, dass man tätowierte Personen in Teilen der Gesellschaft fortan nicht mehr nur als kriminelle, sondern auch als perverse, sexuell abartige Individuen ansah.

Dennoch entwickelte sich besonders in den USA Ende der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts eine wahre Tätowiermode, die auf den europäischen Kontinent übergriff (vgl. Hofmann 2004, S. 28 f). Seit den achtziger Jahren ist das Tätowieren vor allem unter den jungen Erwachsenen sehr modern und angesehen. Einige Jugendbewegungen, wie zum Beispiel die „Raver“ oder „Skateboarder“ haben durch die Hautbilder ihre modische Erscheinung aufgewertet. Als Designs der Skater-Tätowierungen dienen oft Grafiken von Boards bekannter Profis, Firmenlogos und Graffiti. Eine weitere subkulturelle und nicht zu unterschätzende Bewegung, die Tätowierungen neben ihrer Kleidung und Frisur als Gruppen- und Zugehörigkeitszeichen einsetzen, sind die „Skinheads“. Ihre Hautbilder stellen meist Hakenkreuze, Runen, Totenschädel, verschiedene Orden und Schriftzüge des Dritten Reiches dar, die sie demonstrativ auf Unterarmen, Handrücken oder auf dem Hals anbringen lassen.

Gegenwart

Im Laufe der letzten 150 Jahre hat sich also die Klientel entscheidend verändert. Waren Tätowierungen früher nur in bestimmten Kreisen üblich, so hat das Tattoofieber inzwischen Menschen in allen Gesellschaftsschichten und Altersstufen für sich gewonnen. Vom Teenie bis zum Biker, vom kleinen Arbeiter bis zum Professor, bei Popstars, Schauspielern. Der Frauenanteil hat sich in den letzten zwanzig Jahren vor dem Jahrhundertwechsel vervielfacht, sodass heute bereits jeder zweite Kunde eines Tätowier-Studios weiblich ist. Die Funktionen der Tätowierung sind jedoch mehr oder weniger stets die gleichen geblieben. Eine Tätowierung war und ist immer ein soziales Symbol mit Hintergrund intrapersoneller Wirkung. Sie zeigt einen großen Teil der persönlichen Ausdrucksfähigkeit eines Menschen. Der Hautstich ist seit jeher Zeichen einer Lebensform, ein Symbol für die Suche des Menschen nach einer eigenen Identität, um sich gegen andere Identitäten und manchmal auch gegen die von der eigenen Gesellschaft gewünschte

Uniformität abzugrenzen. Außerordentlich wichtig für die wachsende Popularität der Tätowierung war die Tatsache, dass sich die TätowiererInnen einen neuen Status schufen. Sie arbeiten nicht mehr in irgendwelchen Gassen oder Wirtshäusern, sondern in seriös eingerichteten und sauberen Studios, bezeichnen sich nun als Künstler und agieren äußerst professionell. Die Anzahl der BerufstätowiererInnen stieg entsprechend der Nachfrage. Während noch gegen Ende des 20. Jahrhunderts die „Meisterstecher“ aus Amerika mit ihrer mobilen Ausrüstung quer durch Europa reisten und überall dort „pikerten“, wo ein Mangel an Tätowierern herrschte, ließ auch der talentierte Nachwuchs in Europa nicht lange auf sich warten. Die expressionistische Fun-Generation schuf einen Nährboden für junge europäische Tattoo-Meister wie Filip Leu (Schweiz), Robert Hernandez (Spanien), Stéphane Chaudesaigues (Frankreich), Herbert Hoffmann (Deutschland) und Raimund Bammer (Österreich), um nur einige zu nennen. So wurden Tattoos im 20. Jahrhundert zum Mainstream. Vorläufiges Ende einer bewegten Geschichte war die Ausstellung *Bodyart-Marks of Identity* im American Museum of Natural History in New York, immerhin eines der renommiertesten Museen der Welt, wo Anfang 2000 der viele Hundert Jahre währenden Geschichte der Tätowierkunst internationale Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

Das Tätowieren ist demnach heute nicht mehr eine Erscheinung der Kriminellen oder einer bestimmten Bewegung, sondern eine Form von Körperkunst. Trotz alledem sind in manchen Berufsgruppen Tätowierungen immer noch unerwünscht, genauso wie Menschen mit (mehreren oder auffälligen) Tattoos oft nur aufgrund ihres Aussehens beurteilt werden.

2.3 Begriffsklärung

Es gibt bislang trotz mehrerer wissenschaftlicher Auseinandersetzungen mit dem Thema meist unzureichende Definitionen (medizinische Sicht) oder gar keine, da wohl die Ansicht vertreten wird, die Begrifflichkeit erkläre sich von selbst, demnach eine allgemein gültige Definition bestünde. Zum weiteren Verständnis der Thematik halte ich es dennoch für wichtig, auf mögliche Klärungsversuche einzugehen.

Die wohl gängigsten Vorstellungen von Tätowierungen sind Bilder oder Schriften auf der Haut von Menschen und auch Autoren, wie Christa Ruhnke, liefern nur eine grobe Beschreibung. Zwar unterscheidet sie zwischen dem eigentlichen Tätowieren (bleibende Zeichnung der Haut durch das Einbringen von Farbpartikeln) und den übrigen Formen der Veränderungen der Hautoberfläche (Anbringen von Schnitt- und Brandnarben), ließe jedoch die Möglichkeit bestehen, dies auf die Situation zu übertragen, dass einfacher Schmutz in die Haut eingebracht würde, und somit stellt sich ihre Sicht als unzureichend heraus (vgl. Ruhnke 1974, S. 11). Das bekannte Online-Lexikon Wikipedia geht noch einen Schritt weiter, indem es sagt, dass die Tätowierung ein Motiv ist,

welches mit Tinte oder anderen Farbpigmenten in die Haut eingebracht wird (Wikipedia 2012). Zwar wird hier der Prozess selbst berücksichtigt, fehlt mir jedoch der entscheidende Faktor der bewussten und zielgerichteten Handlung. Finke bietet in einer der aktuellsten Definitionen eine zusätzliche Dimension an. So redet er bei einer Tätowierung von einer Erwerbs- und Zwecksituation und spricht somit den ganz bestimmten Grund an, aus dem diese Form der Körpermodifizierung vorgenommen wurde (vgl. Finke 1996, S. 17). Diesen Erklärungsversuch nehme ich zur Grundlage meiner Arbeit und möchte diesen um den Aspekt des bild- und zeichnerischen Charakters, laut Friedrich (vgl. Friedrich 1993, S. 27), erweitern, da dieser wie auch Finke meiner Ansicht nach die wesentlichen Merkmale einer Tätowierung aufgreift.

Zusammenfassend lässt sich die Tätowierung im Folgenden also als eine künstlich sowie bewusst und zielgerichtet vorgenommene dauerhafte Einlagerung von Farbpigmenten in die Haut verstehen, die bildhaften sowie zeichnerischen Charakter aufweisen kann, aber nicht zwangsweise muss.

3 Charakteristik einer Tätowierung

Auch wenn allen Körpermodifikationen die bewusste Veränderung des Körpers zugrunde liegt, sollte meines Erachtens eine differenzierte Betrachtung erfolgen, da sie sich in ihren sozialen und psychologischen Funktionen für die Betroffenen zu anderen Formen sehr stark unterscheidet. Demzufolge möchte ich an dieser Stelle auf die Besonderheiten einer Tätowierung eingehen, aus denen sich zu einem späteren Zeitpunkt mögliche Motivationen und Funktionen ableiten lassen.

Im Gegensatz zu anderen Körpermodifikationen besitzt eine Tätowierung die stärkste Bildhaftigkeit, denn sie ermöglicht es, präzise Bilder und Texte auf der Haut zu realisieren. Mit einer Tätowierung werden Partikel dauerhaft in die Haut eingelagert und so ein Bild erzeugt, was persönliche Elemente des Tätowierers und des Tätowierten vereint. Tätowierungen und ihre Träger bilden eine Einheit (vgl. Friedrich 1993, S. 9). Der Künstler, wie sich die meisten Tätowierer heute meiner Ansicht nach zurecht bezeichnen, hat die Möglichkeit seinen künstlerischen Ausdruck in die Tätowierung einfließen zu lassen. Der Vorgang des Tätowierens ist sehr zeitaufwendig und kann je nach Größe des Motivs auch mehrere Sitzungen über Monate oder Jahre verteilt in Anspruch nehmen. So basiert die Beziehung zwischen Tätowierer und dem zukünftiger Träger auf einem Vertrauensverhältnis, welches gegebenenfalls erst das Ausmaß an Kreativität freisetzt. Dem Piercer bleibt das Ausleben seiner Kreativität beispielsweise verwehrt, da er sich in erster Linie auf den medizinische Aspekte konzentrieren muss (vgl. Feige/Krause 2004, S. 244). Hinzu kommt, dass sich der Vorgang des Anbringens und die Nachbehandlung von Tätowierungen deutlich von anderen

Körpermodifikationen unterscheiden, genauso wie das Schmerzempfinden und die Motive die Menschen zu diesen Körperveränderungen bewegen. Ein Tattoo gilt in seinem Ausdruck und der Motivwahl als sehr variabel, es scheint mehr als Präsenz eines Lebensgefühls zu einem bestimmten Zeitpunkt zu sein, es besitzt die charakteristische Permanenz und ist nicht der Willkür des Trägers unterworfen, da es nicht wie ein Schmuckstück der Laune oder Kleidung angepasst oder entfernt werden kann (vgl. Feige/Krause 2004, S. 194 f). Auf Möglichkeiten der Tattoorentfernung möchte ich in meiner Arbeit nicht weiter eingehen, da diese bis heute noch mit enormen Risiken sowie zeitlichem und finanziellem Aufwand einhergehen, die Technik weiterhin nicht in der Lage ist, die Farbpigmente schmerzfrei und vollständig zu entfernen und so bleiben vermehrt Narben oder Farbrückstände bleiben. Zudem steht neben dem Wunsch sich tätowieren zu lassen anfangs nie die geplante Absicht, es in naher Zukunft wieder entfernen zu lassen.

4 Der Körper und dessen Haut als Träger der Tätowierung

Wie bereits eingangs angesprochen rückt der Körper mehr und mehr in den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Denkens und so halte ich es für unerlässlich, für ein besseres Verständnis eine soziologische wie auch psychologische Betrachtung des Körpers mit einfließen zu lassen. Als ein wichtiger Bestandteil der Haut kommt diese als Träger der Tätowierung eine besondere Bedeutung zu, da sie uns das ganze Leben begleitet und sie uns als Subjekt von unserer Umwelt abgrenzt. Gleichzeitig können wir über sie Kontakt zu unseren Mitmenschen aufnehmen. Der Haut kommen neben wichtigen physiologischen Funktionen auch bedeutende zwischenmenschliche und psychische Funktionen zu, deren Bedeutung im Folgenden mit Hilfe näherer Betrachtung derer und des Körper sowie durch die Darstellung biologischer Grundlagen der Haut verdeutlicht werden sollen.

4.1 Die Bedeutung des Körpers in der Postmoderne

Der heranwachsende Mensch erfährt in seiner Entwicklung die kulturelle Auffassung über den Einsatz von Körperkontakt und den damit zusammenhängenden Regeln von Nähe, Distanz und Intimsphäre. Mittels Bekleidung und auch Tätowierungen kann dem Einzelnen sein geschlechtlicher Status und seine soziale Zugehörigkeit eingeschrieben werden, denn die zunehmende Selbstbestimmung in der Entwicklung des Menschen über die eigene Haut gilt als wichtige Voraussetzung zur Erlangung von Autonomie über den Körper (Körperdistanzierung) – gerade für Frauen (vgl. König 1997, S. 442). Der Soziologe Oliver König ist der Auffassung, dass

das Selbstwertgefühl des Einzelnen heute stärker mit den Möglichkeiten der Körperlichkeit und den damit zusammenhängenden Hautveränderungen verbunden scheint und führt weiter an, dass in dem „Körperkult“ der modernen Gesellschaft der Körper zum Medium der Selbstdarstellung und seine nackte Haut als Symbol für Sinnlichkeit wird. Darüber hinaus ist er der Auffassung, dass schmerzliche „Behandlungen“ der Haut, wie das Tätowieren, eine bizarre und radikale Form der Selbstverletzung zum Zweck im Sinne der Selbstvergewisserung der eigenen Körperlichkeit darstellt (vgl. König 1997, S. 444). Dem Aspekt der Selbstverletzung in dem Kontext der Tattookultur widme ich mich in dem Kapitel 5. 3 und möchte daher jetzt eine Stellungnahme Dietrichs anbringen, der die Ansicht Königs nur teilweise vertritt, indem er vornehmlich die Industrialisierung als Auslöser sieht, durch die der Körper an Funktion als reiner Arbeitskörper verloren hat und sich nun als neue Körperform wiederfindet (vgl. Dietrich 1999, S. 15). Um dem Körper heutzutage wieder Bedeutung beizumessen, scheint die Veränderung dessen sich als Fokus hervorzutun, der sich auf die „Arbeit am neuen Körper“ richtet. Aufgrund inzwischen fehlender Erfahrung an körperlicher Lebendigkeit, basierend auf Arbeit und entstehender Repräsentation, scheint die Körperhülle als Erfahrungsmittel individuellen Lebens vordergründig zu sein. Nach Hahn gilt der Körper durch die zunehmende Visualisierung des Körpers und dem dadurch entstandenen Mittel der Kommunikation als Objekt der Gestaltung und als formbares Medium der Selbstinszenierung. Die Wahrnehmung der Körperlichkeit hat sich allein durch die Medien gewandelt. Diese neue Körperlichkeit schlägt sich im Erfahren der Formbarkeit des Körpers nieder, resultierend investieren die Menschen bewusst in Dinge, die den Körper in das Interesse der Gesellschaft rücken. Es werden Zeit und Energie in den Wandel des Äußeren, unserer Hülle investiert. Die Gesetzmäßigkeiten von Schönheit und Betrachtungsweise des Körpers an sich hat in der heutigen Weltanschauung einen extrem hohen Stellenwert bekommen und die soziale Schönheitskonstruktion einen Wirtschaftsboom erfahren (vgl. Hahn 2002, S. 296). Demzufolge rückt insbesondere auch das Verändern des Hautbildes als neue Form der Selbsterfahrung in den Mittelpunkt. Die generelle Arbeit an der Erschaffung der eigenen Identität scheint gesellschaftstauglich geworden zu sein und entpuppt sich als Fundament menschlicher Identität (vgl. Weber 2005, S. 11 ff). Erst durch die Darstellung und gezielte Inszenierung scheint der Körper wieder einen Sinn zu erhalten. Die Psychoanalytikerin Aglaja Stirn berichtet, dass die Körper durch eine Tätowierungen meist geschmückt werden, um sie als einen über sein mechanistisches Funktionieren hinaus bedeutsamen Ort zu demonstrieren. Denn indem eine Substanz (Farbe) die Körperschwelle passiert, werden Körpergrenzen überschritten (vgl. Stirn 2001, S. 301). Sie versteht Körpermodifikationen durch die gleichzeitig verletzende und fürsorgliche Handlung teilweise als Versuch der Selbstermächtigung nach traumatischen Erlebnissen. Spricht von Beschädigung und

Gestaltung des eigenen Körpers als Autonomieversuch und versuchter Korrektur, die der Reparatur und schließlich der Selbstgewinnung dienen soll. Da innerhalb verminderter körperlicher Herausforderungen der Lebenswelt gleichzeitig eine Übertonung der Körperlichkeit zu herrschen scheint, in der seelischen Befindlichkeiten kein Raum zugestanden wird und das Individuum spaßgesellschaftlich zu funktionieren hat, überrascht es nicht, dass weniger das Tagebuch oder das Therapiesgespräch als mögliches Medium zum Ausdruck und der Verarbeitung von Erlebten eingesetzt wird als der Körper, der als eigene Leinwand aus Haut seiner Lebensgeschichte genutzt wird (vgl. Stirn 2003b, S. 11). Neben dem gestalteten Körper dient er gleichermaßen als Objekt. Küchenhoff erkennt die Objektverwendung des Körpers einerseits als Bemühen, die Unfähigkeit zur Erfahrung von außen nach innen und zur Trennung von Selbst- und Objektrepräsentanzen zu kompensieren (vgl. Küchenhoff 2000, S. 149 ff). Erkennbar in autoaggressivem Verhalten, bei dem in dieser körperlichen Inszenierung der Wunsch nach Schmerzerfahrungen an der Körpergrenze das Gefühl der Abgegrenztheit und Selbst-Kohärenz herzustellen deutlich wird, da die Selbstkonstitution durch den Körper eine Zentrierung versucht, die durch eine mangelhafte oder nicht vorhandene innerpsychische Grenzziehung nicht gelang. Ebenfalls führt Küchenhoff ein brüchiges Netzwerk als mögliche Objektverwendung auf, durch das mehrere Bühnen abgespaltener Beziehungsinzenierungen entstehen. Das bedeutet, dass eine integrierte Leistung des ICHs nicht möglich ist und das Begehren mit dem ganzen Körper nicht gelingt. Daher wird ein beispielsweise aggressiv-verfolgender Affekt nicht gegen die eigentlich gemeinte Person gerichtet, sondern der Körper als Stellvertreter dieser genutzt. Und so ist der Körper ein Ersatz des begehrten Objektes geworden. Der Affekt der Dissoziation oder Spaltung bleibt dem Betroffenen unzugänglich, nicht aber das Bewusstsein, dass an dieser Stelle ein innerpsychischer Konflikt seinen Ausdruck findet. Übertragen auf die Tätowierung könnte in diesem Fall von einem pathologischen Hintergrund ausgegangen werden, der als Motiv eintritt. Eine weitere Objektverwendung stellt die Objektprovokation durch Körpersymptome dar. Damit sind die selbstschädigenden Verhaltensweisen zu verstehen, die sich an ein Gegenüber richten und dieses zu einer Reaktion, beispielsweise der Hilfe oder dem Entsetzen, provozieren sollen. Noch heute erweckt ein stark tätowierter Körper Aufsehen und teilweise Entsetzen und Unverständnis, so dass diese Körperverwendung als eine weitere Möglichkeit erscheint.

Diese Körperhandlungen scheinen aus der Not geboren und verweisen auf einen Konflikt, bei dessen Lösungsversuch dem Körper eine prominente Rolle zuteil wird. Im Versuch der Selbstdefinition bestätigt sich die Fremddefinition (vgl. Küchenhoff 2000, S. 148 ff). Die Faszination, die von einem gestalteten Körper ausgeht, ist unter anderem seine Beherrschbarkeit und Begrenzung. Die Tätowierung soll demonstrieren, wer über den Körper verfügt, wobei sie nicht

auf löst, dass über den Körper verfügt wird. Die Realität scheint öffentlich festzuschreiben, dass der Körper gestaltet werden muss, um ihn zu begrenzen, somit werden tätowierte Körper zu sichtbaren Zeichen der Gestaltungsnot. Auf das 21. Jahrhundert übertragen könnte das heißen, dass unter einer Stärkung des Narzissmus' und der Restitution des ICHs hinter dem Bedürfnis eines gestalteten Körpers „lediglich“ die Angst eines unbeherrschten Körpers oder kurz Kontrollverlustes steckt. Die Identitätsunsicherheit – besonders in der Adoleszenz – soll beseitigt werden, indem bestimmte Eigenschaften des Körpers und seiner Attribute so gestaltet oder verändert werden, dass sie in Ordnung, ideal oder korrekt sind, da diesem Zustand auch die Ordnung des Selbstwertgefühls gleichgesetzt wird. Somit dient die Modifizierung des Körpers der Identitätssicherung (vgl. Hirsch 2010, S. 110 f).

4.2 Die Bedeutung der Haut

Heutzutage kommt so gut wie nur noch die elektrische Maschine beim Tätowiervorgang zum Einsatz, obwohl die manuellen Methoden auf Grund ihrer Seltenheit in manchen Augen schon wieder an Kultfaktor gewinnen. Mit 800 bis 2000 Stichen pro Minute punktiert die Nadel die Haut und sticht gleichzeitig Farbe in diese. Unabhängig manueller oder maschineller Methoden des Tätowierens wird bei jedem Tätowiervorgang die oberste Hautschicht durchstoßen und die Farbpartikel in die Lederhaut (Cutis) eingebracht. Dabei sterben die Zellschichten im Unterhautgewebe ab, was zur Folge hat, dass das menschliche Abwehrsystem nicht mehr in der Lage ist, diese Stoffe abzutransportieren. Die Farbpigmente werden beim Tätowieren in die intakten, unverletzten Zellen mittels des Prozesses der Osmose eingelagert und auf diesem Wege kommt die lebenslange Tätowierung zustande (vgl. Hofmann, S. 63). Erfolgt der Stich nicht tief genug und die Farbe verbleibt in der Epidermis (Oberhaut), verschwindet die Farbe mit der nächsten Hauterneuerung nach 28 Tagen. Verbleibt die Farbe in der Subcutis (Unterhaut), da zu tief gestochen wurde, verlaufen die Linien des Bildes und es wird von Narbengewebe überdeckt (vgl. Bidlo, S. 39).

Um die Bedeutung der Haut als Träger der Tätowierung verstehen zu können, erachte ich es als sinnvoll, die biologischen Funktionen und Strukturen der Haut wenigstens in Auszügen darzustellen.

Die Haut ist mit ca. 1,8 m² das größte Organ des Menschen, sie grenzt ihn von seiner Umgebung ab und ist gleichzeitig die Verbindung zu ihr. Das früheste und sensitivste unserer Organe umhüllt uns vollkommen und dient als unser erstes Medium des Austausches und als wirksamster Schutz (vgl. Montagu 1997, S. 7). Die Haut besteht aus drei Schichten, deren Übergänge mehr oder weniger eindeutig sind. Die Epidermis oder Oberhaut stellt die letzte Begrenzung zur Außenwelt dar.

Darunter befindet sich die Lederhaut (Corium), in der sich neben Nervenzellen und zahlreichen Blutgefäßen auch die Schäfte der Haare befinden. Die Lederhaut geht ohne eindeutige Trennung in die Subcutis, die Unterhaut, über, in der sich ebenfalls Blutgefäße und die Nachschubreserven der Haut befinden. Die Unterhaut ist auch als Bindegewebe bekannt und dient der Energiespeicherung und der Abwehr von Stößen (vgl. Gieler 2007). Kurz unter der Körperoberfläche befinden sich zahlreiche Rezeptoren, über die wir verschiedene Reize, wie Kälte, Druck oder Schmerz wahrnehmen. Die Haut hat nicht nur große biologische Bedeutung für den Menschen, sondern über sie kann kommuniziert werden, durch Berührungen Gefühle ausgelöst werden und als immer sichtbare Komponente (nonverbale Kommunikation) kommt der Haut auch im sozialen Kontext eine große Bedeutung zu.

Der französische Psychoanalytiker Didier Anzieu (1996) spricht sogar vom „Haut-ICH“, um die enge Verbindung unseres größten Organs und unserer Psyche zu beschreiben. Laut Anzieu entwickeln schon Säuglinge durch ihre Hautoberfläche erste Vorstellungen von ihrem Selbst. Das „Haut-ICH“ ist in seinen Augen Grundlage für das Denken schlechthin und die Haut bildet die erste Möglichkeit zur Abgrenzung und Kommunikation. Es verstehe sich als helfendes Mittel in Form eines Bildes, mit dem sich ein Kind – ausgehend seiner Erfahrungen der Körperoberfläche - während früher Entwicklungsphasen eine Vorstellung von sich selbst als Ich entwickelt, das die psychischen Inhalte enthält (vgl. Anzieu 1996, S. 60). Psychische Erscheinungen wie Hysterie oder Masochismus, aber auch die Borderline-Persönlichkeit resultieren laut Anzieu aus einer Überbetonung oder einem Defizit spezieller Funktionen des „Haut-ICHs“. Die doppelte Funktion der Haut als Grenzfläche ist zugleich Grundlage einer dauernden Ungewissheit über ihre Integrität (vgl. König 1997, S. 437 ff). Denn die Weltberührung ist nicht immer eine gewollte, sondern oft eine erlittene und zugefügte. Die Verwundbarkeit der Haut ist Zeichen der existentiellen Not des Menschen und damit Ausdruck der Möglichkeit, über die Durchbrechung und Auflösung der (Körper)Hülle, das heißt durch die Aufhebung der ursprünglichen Trennung, das Umhüllte zu zerstören. Die Integrität der Haut ist gleichermaßen durch die äußere Natur wie durch die potentielle Gewalt des Mitmenschen bedroht. Und sie wird zum Träger von Ängsten der "inneren" Natur, zum Ausdrucksträger der Psyche, ihrer Bestimmtheiten und Verletzungen. Die Haut als interaktives Organ reagiert auf innere wie äußere Welt. Die Haut ist das erste und letzte, das der Mensch "besitzt". Doch dieser "Besitz" ist konstant gefährdet. Die Haut wird in Kampf und Folter durch Stechen, Schneiden, Häuten, Brennen, Brühen und Ätzen durchbrochen und zerstört, die körperliche wie auch psychische Einheit aufgelöst. Die Haut ist aber nicht nur Medium von Angstsondern auch von Lustgefühlen, in denen die Auflösung von (Körper)Grenzen zum Ziel der tiefsten Sehnsüchte wird. Sie verweist zurück in die (narzisstische) Erfahrung des Nicht-Getrennt-Seins des

kleinen Kindes und findet beim Erwachsenen ihren Ausdruck in der erotischen "Verschmelzung" im Geschlechtsakt, in dessen (Lust)Zentrum die Penetration als gegenseitige Durchdringung und Umschließung der Hauthüllen steht. Sexuelle und aggressive Momente verbinden sich im Durchstoßen und Zerreißen des Jungfernhäutchens. Als Grenzfläche steht die Haut also sowohl für die Herstellung von Unterschieden wie für ihre Zusammenführung und Überwindung in der Berührung. Die Haut bildet nicht nur die körperliche Begrenzung, denn der Mensch überwindet Distanz und repräsentiert ebenso die psychische Hülle, die Haut grenzt ab und ist gleichzeitig Mittel zur Kontaktaufnahme. So präsentiert sich die Haut laut des Soziologen Oliver König als „interaktives Organ“, das innere „Ein-Drücke“ nach außen sichtbar werden lässt und somit zum „Spiegel der Seele“ wird (vgl. König 1997, S. 437). Aufgrund der engen Verbindung von Psyche und Haut sind unter anderem Tätowierungen ein bewusst gesetztes Zeichen auf der Haut, welches eng mit der Psyche der Träger verbunden ist und als Arbeit am ICH betrachtet werden kann. König untermauert die Bedeutung der Haut in diesem Kontext, indem er den Funktionen der Haut psychische Funktionen (Haut-ICH) zuschreibt (vgl. König 1997, S. 441): Die Stützfunktion des Skeletts entspricht im Haut-ICH dem Zusammenhalt der Psyche, bedeckende Funktionen begreifen sich als umfassende Funktionen, Schutzfunktion dient als Reizschutzfunktion, die selektive Durchlässigkeit gilt als Individuationsfunktion, die Haut als Träger der Sinnesorgane wird als Intersensorialität sowohl nach innen als auch außen verstanden, die Haut als Kontaktorgan liefert die Grundlage der sexuellen Erregung, die Haut als Fläche ermöglicht eine libidinöse Aufladung der Psyche, die Haut als Sinnesorgan entspricht der Funktion der Einschreibung sensorischer Spuren und eine Selbstzerstörung der Haut sei einer Selbstzerstörung des Haut-ICHs gleichzusetzen. Widmen wir uns nun also der Bedeutung der Haut für das Tätowieren und fassen zusammen.

Die Fähigkeit der Kommunikation wird mit einem dauerhaften Bild auf der Haut hervorgehoben, gleichzeitig kann jedoch auch die Funktion der Abgrenzung zum Tragen kommen. Tätowierungen können als seelische Repräsentanten dienen, die sich auf dem wichtigsten nonverbalen Kommunikationsorgan des Menschen befinden. Sie können Ausdruck eines Lebensgefühls sein, Zeichen für Übergangszeiten und überstandene Phasen im Leben sowie Neubeginne des Trägers definieren, Hobbies und Leidenschaften zum Ausdruck bringen oder politische Standpunkte vertreten, die ohne der Tatsache, dass sie auf der Haut repräsentiert würden, im Verborgenen blieben (vgl. Stirn 2003b, S. 11). Zudem leisten die Hautbilder, die bis zum Tode und darüber hinaus in der Haut der Träger verweilen, einen Beitrag zur Identitätsarbeit (siehe 4. 2). Da die Haut ein Teil des Selbst ist und die Tätowierung nach dem Einbringen und der Heilung, die Farbe sicher im Körper eingeschlossen wird, bildet sie einen Teil des Trägers und seines Selbstbildes, was einer Verschmelzung gleichkommt.

5 Psycho-pathologische Betrachtung der Tätowierung

In der Literatur werden die Aspekte Sucht, Schmerz und selbstverletzendes Verhalten als mögliche Motive inmitten von Motiven, wie Langeweile und Spaß, behandelt. Ein späteres Fazit verlangt meiner Ansicht nach jedoch eine detaillierte Beleuchtung der Themen im Kontext der Tätowierung. In Anbetracht meines gewählten Titels dieser Arbeit werde ich ihnen daher in den folgenden Abschnitten eine gesonderte Stellung zukommen lassen, um einer umfangreichen und aussagekräftigen Betrachtung gerecht zu werden.

5.1 Tätowierung als unbändige Sucht

Wenn wilde Tiere erst einmal die Fährte aufgenommen haben, ihrem Verfolgungseifer unterliegen, haben sie sprichwörtlich „Blut geleckt“ und gieren nach ihrer Beute (Wiktonary 2012). Vergleichbar ist die Erfahrung mit allen Dingen, die für den Menschen plötzlich interessant wirken, wir kommen auf den Geschmack und im metaphorischen Sinne haben wir „Blut geleckt“, sobald die Nadel bei einer Tätowierung das frische, warme Rote durch das Stechen unserer Haut hervorbringt. Immer wieder nehmen die Menschen die Schmerzen des Tätowierens in Kauf und investieren Blut und Schweiß sowie eine Menge Geld und Zeit. Doch kann Tätowieren wirklich zur Sucht werden oder gibt es eine andere Erklärung für dieses Verhalten? In diesem Kapitel möchte ich versuchen, auf diese Frage eine Antwort zu finden. Der Begriff der Sucht wird heute als Abhängigkeit verstanden und definiert sich als zwanghafte Befriedigung eines Bedürfnisses mit den Kennzeichen physischer und psychischer Abhängigkeit. Häufig möchte der Betroffene damit unerträgliche körperliche oder seelische Belastungen beseitigen. Um diesen Überforderungen zu entfliehen, besteht das unabweisbare Verlangen nach einem bestimmten Gefühls-, Erlebnis- und Bewusstseinszustand (vgl. Dorsch 1992, S. 591 f). Dieser Zustand kann neben spezifischen Mitteln zur Bewusstseinsveränderung auch durch Handlungen ausgelöst werden, in denen besonders viel Adrenalin oder Endorphin ausgeschüttet wird, in dem Fall würde auch die Tätowierung bei den stoffungebundenen Süchten einzuordnen sein. Durch die Adrenalinausschüttung erleben die Betroffenen nach dem Tätowieren einen Belohnungszustand, der nach dem Prinzip der operanten Konditionierung zu einer Wiederholung dieses Verhaltens führt (vgl. Zimbardo/Gerrig 2004). Unterschieden werden können Verstärker in positive und negative, wobei positive Verstärkung das Folgen eines angenehmen Reizes auf ein Verhalten bedeutet und bei negativer Verstärkung das Ausbleiben eines aversiven Reizes zu einer höheren Wahrscheinlichkeit des Verhaltens führt. Auf das Tätowierverhalten bezogen hat das zur Folge, dass alle positiven Empfindungen als positive Verstärker fungieren (wenn der Schmerz beispielsweise als wenig schmerzhaft empfunden wird),

wenn sie kontingent auf das Verhalten folgen. Allerdings können auch negative Verstärker dieses Verhalten wahrscheinlicher machen, in diesem Fall diene die Tätowierung als Verdrängung eines bereits bestehenden unangenehmen Reizes. Die Rede ist von Reizen, die traumatische Erlebnissen, seelischem Ungleichgewicht, Kontrollverlust oder Depressionen verursachen und das Tätowieren und der damit verbundenen Schmerz genutzt wird, um diese zu verarbeiten oder zu verdrängen. Das Tätowieren führt in diesen Fällen zu einer kurzen Verbesserung des Wohlbefindens und der gefühlten Kontrolle über den eigenen Körper, was ebenfalls zu einer höheren Wahrscheinlichkeit dieses Verhaltens führt. In diesen Fällen kann jedoch davon ausgegangen werden, dass einzig und allein eine Störung der Persönlichkeit als Motiv dazu führt, dass die Häufigkeit des Tätowierens steigt und ein Suchtverhalten entsteht. Dieses Suchtverhalten wäre dann lediglich als eine Folge zuvor vorhandener Probleme und möglicherweise pathologischer Verhaltensweisen anzusehen und würde sich nicht aus dem Tätowieren selbst begründen. An dieser Stelle ist jedoch von selbstschädigendem Verhalten auszugehen, auf das im folgenden Kapitel näher eingegangen werden soll. Fest steht, dass ein als positiv erlebtes Ereignis, in diesem Fall die Tätowierung, zu einer Wiederholung führen kann. Psychologisch gründet sich diese Leidenschaft auf operante Konditionierung und hat in diesem Zusammenhang nichts mit pathologischem Suchtverhalten zu tun.

Anthropologisch gesehen ist der Mensch ein Sammler und aus dieser Perspektive wäre auch das Tätowierverhalten genau dies:

„Der eine sammelt Ferraris, der andere asiatische Skulpturen. Okay, das ist eben mein Sammlertick: Tattoos und Piercings, alles klar!“ (Feige & Krause 2004, S. 144).

Meines Erachtens nach ist trotz des häufig vorhandenen Bedürfnisses nach weiteren Tätowierungen kein Nachweis einer Suchterkrankung im Sinne von seelischer Abhängigkeit in Verbindung mit dieser Körpermodifikation festzustellen. Unwiderlegbar jedoch erscheint die Tatsache, dass jede Leidenschaft für etwas als süchtig entarten kann. Ob ein Mensch in eine Abhängigkeit gerät, hängt in dem Zusammenhang von zahlreichen Faktoren ab, wie beispielsweise physischer und psychischer Belastung, Resilienz, Vulnerabilität und sozialen sowie beruflichen Überforderungen.

5.2 Schmerz als Motivation der Tätowierung

Schmerzen gehören abgesehen von äußerst seltenen Fällen von kongenitaler Schmerzlosigkeit zu unserem Alltag, welcher Erfahrung sich niemand entziehen kann. Nun gestaltet sich eine genaue Definition des Schmerzes ähnlich kompliziert wie die der Tätowierung. Die Wissenschaftler der Kommission der International Association for the Study of Pain von 1979 beschreiben Schmerz als

ein unangenehmes Sinnes- und Gefühlserlebnis, welches mit Gewebeschädigungen verknüpft ist (vgl. Ruoff 1998, S. 15). Diese Definition erfährt sowohl ihren Zuspruch als auch Kritik, soll an dieser Stelle jedoch als Grundlage für weitere Ausführungen ausreichen. Ergänzt werden sollte, dass rund drei Millionen Schmerzsensoren (Nozizeptoren), das heißt spezialisierte Nervenzellen, die auf Verletzungen des Gewebes reagieren, auf dem Körper verteilt sind, von denen sich besonders viele an seiner Oberfläche befinden (vgl. Kasten 2006, S. 211). Bei spezifischen Reizen wird die Information über das Rückenmark in das Gehirn, genauer gesagt den Neokortex, weitergeleitet, wo der Schmerz dann als solcher wahrgenommen wird und das bekannte Zucken auftritt. Dieser Reflex entzieht sich weitgehend der bewussten Kontrolle. Es lassen sich drei Arten des Schmerzes unterscheiden: Oberflächen-, Tiefen- und Eingeweideschmerz. Den empfundenen Schmerz auf der Haut beim Tätowieren kann man nach dem Entstehungsort dem Oberflächenschmerz zuordnen, der ebenso wie der Tiefenschmerz (alle Schmerzen in Muskeln und Gelenken) zu der Gruppe der somatischen, also körperlichen Schmerzen gehört. Der Oberflächenschmerz lässt sich in zwei Phasen aufteilen: nach einem gut lokalisierbarem, eher „hellem“ Schmerz folgt nach ca. einer Sekunde ein Schmerz mit dumpfem, brennendem Charakter, welcher nur schwer zu lokalisieren ist und meist nur langsam abklingt. Die subjektive Empfindung des Schmerzes ist von der somatischen Dimension (Lokalisation und anatomisches Substrat der Qualen), der psychischen Dimension (Persönlichkeit und biografischer Hintergrund, gespeicherte Schmerzerfahrungen) sowie der sozialen Dimension (Einfluss der beruflichen und sozialen Situation auf das Schmerzerleben) abhängig (vgl. Kasten 2006, S. 211 f). Daraus lässt sich ableiten, dass der Schmerz beim Tätowieren als nicht lebensgefährlich einzustufen ist, jedoch abhängig von dem eigenen Schmerzempfinden unterschiedlich beurteilt werden kann. Auch die Umstände, unter denen der Schmerz auftritt, können Auswirkungen auf die Bewertung des Schmerzes haben. Da meist auch Blut beim Tätowieren fließt, gesteht Hirsch die Initiation dieser Art mit dem verbundenen Schmerz als symbolisierte Geburt, allgemeiner dem Trennungsschmerz, und ist überzeugt, dass auf diesem Wege psychischer in physischer Schmerz verwandelt wird (vgl. Hirsch 2010, S. 125).

Mit dem Zusammenhang des Schmerzerlebens und inneren Einstellungen befasst sich das „Komponentenmodell des Schmerzes“ intensiver, welches auf der Gate-Control-Theorie von Melzack und Wall (1965) beruht (vgl. Kasten 2006, S. 215). Danach wird der Schmerz über Rückenmark, Thalamus und limbisches System bis zum Cortex verlaufend auf verschiedenen Ebenen verarbeitet: die sensorisch-diskriminative Komponente, die vegetative bzw. autonome Komponente, die motorische, die affektive bzw. emotionale und die kognitiv-bewertende Komponente. Es verdeutlicht, dass individuelle Emotionen und Bewertungen das Schmerzempfinden beeinflussen und der Schmerz nicht ausschließlich eine sensorische

Empfindung darstellt. Neben diesem Aspekt nimmt auch die Vorhersagbarkeit eine wichtige Rolle ein, gelingt es doch einigen Menschen, sich bewusst auf den erwarteten Schmerz zu konzentrieren und ihm somit eine positive kognitive und motivationale Bedeutung zuzuschreiben oder sich gar abzulenken, was schon Kindern bei einer Impfung mittels Spritze empfohlen wird (vgl. Kasten 2006, S. 216 ff). Auch die Stress-Analgesie, eine kurzfristige Hemmung des Schmerzes, die bei einem Schock oder unter psychischer Belastung auftreten kann, spielt bei dem Empfinden von Schmerzen beim Tätowieren eine Rolle. Bei der Stress-Analgesie werden körpereigene Opiate und Hormone, wie das Adrenalin, ausgeschüttet und führen zu einem reduzierten Schmerzempfinden. Schlussfolgernd kann es bei längeren Sitzungen möglicherweise zu einer Gewöhnung kommen, die jedoch noch keinesfalls den Schmerz als Motivation entlarvt, da dieser meist als das mit der Tätowierung verbundene, unvermeidliche Übel angesehen wird (vgl. Kasten 2006, S. 305).

5.3 Tätowierung als verdecktes Mittel der Selbstverletzung und -zerstörung

Tätowierte Personen bestreiten meist vehement jeglichen Zusammenhang zwischen selbstverletzendem Verhalten (SVV) und ihren Kunstwerken, was dann teilweise wie ein Abwehrmechanismus erscheint. Doch lediglich der Aspekt der selbst vorgenommenen Körperverletzung führt dazu, dass Körpermodifikationen immer wieder mit SVV in Verbindung gebracht werden. Wichtig erscheint mir daher die Begriffsklärung, um meine weiteren Ausführungen an gleichem Wissensstand anzulehnen. Entgegen der landläufigen Meinung SVV stände mit Selbstmordgedanken in Zusammenhang, dient es tatsächlich dem Schutz vor der Selbsttötung. Ein wichtiges Merkmal ist eine Art Sucht nach körperlichen Schmerzen, die dazu dienen seelische Schmerzen zu unterdrücken, allerdings ist dies bei weitem nicht das einzige Merkmal. Eine der in meinen Augen vielleicht besten Definitionen des selbstverletzenden Verhaltens definieren F. Petermann und Sandra Winkel (2005). Sie sprechen von der absichtlichen, funktionell motivierten und direkten Schädigung des eigenen Körpers. Selbstverletzungen treten in offener und heimlicher Erscheinungsformen auf und gehen nicht mit suizidaler Absicht einher. Es ist bekannt, dass eine Vielzahl von Störungsbildern der Persönlichkeit diese selbstverletzenden Verhaltensweisen verzeichnet, ausdrucksstärkstes Beispiel die Borderline-Störung, sie ist gekennzeichnet durch emotionale Instabilität, ein unklares, gestörtes Selbstbild, sowie unklare Ziele, einem chronischen Gefühl der inneren Leere, Suizidgedanken, selbstschädigendem Verhalten und einem übertrieben Bemühen, ein tatsächliches oder eingebildetes Verlassenwerden zu vermeiden (Renschmidt, Schmidt und Poustka 2006). Jedoch muss sie all die Symptome nicht zwangsläufig aufweisen. Pathologische Körperaktivitäten besitzen oft die Funktion, eine fühlbare Körpergrenze zu errichten, die eine bestehende fragile ICH-Grenze ersetzen soll. Die Patienten

nutzen den Schmerz, um sich zu spüren. Die eben genannte Grenze besitzt gleichzeitig eine Kontaktfunktion, da sie eine Beziehung zum eigenen Körper herstellt, der so eine Ersatzfunktion zuteil wird (siehe Kapitel 4.1). Die empfundene Ohnmacht sowie das Gefühl des Ausgeleifert-Seins soll beseitigt werden, indem durch den schmerzenden, blutenden Körper die Illusion der Anwesenheit eines mütterlichen Objektes, das über sie selbst aus eigener Kraft hergestellt wurde. Darüber hinaus können infolge Traumata die Strafe (in unserem Fall die dem eigenen Körper zugefügten Schmerzen) oder Masochismus bis zum masochistischen Stolz, bei dem das bisher Erlebte „Geschehen-Lassen“ das Opfer das Schicksal selbst in die Hand nehmen lässt und fortan durch die Erniedrigung des Täters einen narzisstischen Gewinn zieht, dem Selbsterhaltungstrieb dienen. In diesem Fall können pathologische Erscheinungen eine positive, stabilisierende Funktion einnehmen, um beispielsweise einen psychotischen Zusammenbruch zu verhindern (vgl. Hirsch 2002, S 209 ff). Ebenso spielt die Neurobiologie im Kontext selbstverletzenden Verhaltens eine Rolle, da ein eventuelles Ungleichgewicht bestimmter Botenstoffe mit vielen psychischen Störungen eng korreliert, wie Angst, Depressionen und Schizophrenie (vgl. Kasten 2006, S. 316). Die Ursachenforschung dieser Störungsbilder würde in dieser Arbeit zu weit führen. Vermuten lässt sich aber bereits jetzt schon, dass Betroffene offenkundig den Schmerz suchen und entdecken, um mit Hilfe des Aneignens eines Tattoos Erleichterung zu finden. So zeichnet sich diese Form als sozial toleranter aus als das so genannte „Ritzen“, was meist schamhaft geheim gehalten wird und die Narben vor der Umwelt versteckt werden müssen und ermöglicht ein offenkundiges Präsentieren und somit sogar das Treffen Gleichgesinnter. Durchaus kann dies als Form der Therapie und Selbsthilfe verstanden werden, die jedoch temporär begrenzt scheint (vgl. ebd., S. 305 f). Auch das Stechen von Porträts verstorbener Familienangehöriger kann diese Funktion übernehmen, indem auf diesem Wege mit der Trauer umgegangen werden kann. Die geliebte Person wird verewigt und gleichzeitig verabschiedet, um einen neuen Lebensabschnitt beginnen zu können. Favazza hat schon 1996 eine ausführliche Darstellung der unterschiedlichen Ursachen und Arten für SVV gegeben. Im Anbetracht der Fragestellung, ob ein Zusammenhang zwischen diesem und Tätowierungen besteht, erweist sich seine Einteilung der unterschiedlichen Arten als relevant. So nannte er die zwanghafte SVV (ständiges Haaredrehen oder -rausreißen bei Belastung oder Langeweile), episodische SVV (Ventil für starke Belastung), wiederholte SVV (gewohnheitsmäßiges oder suchartiges selbstschädigendes Verhalten) und impulsive SVV (ungesteuert, meist der Logik widersprechendes, impulsives Verhalten – oft in Verbindung mit Wutausbrüchen ähnlich einer Impulskontrolle und unkontrolliertem Essen). Favazza unterstützte die Ansicht der morbiden Selbsthilfe (vgl. Kasten zit. nach Favazza 2006, S. 306). Doch nur bei Menschen, die diesem Impuls kontrolliert folgen können, mag dies nützlich sein. So ist in Hinblick

auf unsere Adoleszenten die Selbstschädigungspraktiken auch als Versuch aufzufassen, sich mit sich selbst bekannt zu machen. Denn Körpermodifizierungen, wie Tätowierungen, können Jugendlichen eine gesicherte Identität als Mitglied ihrer Gruppe verleihen, sie also mit ihren Identitätsproblemen nicht allein lassen, die sie in dieser Entwicklungsphase zu bewältigen haben, wenn sie auch den Effekt der Dauerhaftigkeit mit sich bringt. Die Rede ist von einer Übergangs-Identität, denn mit fortschreitender Identitätsentwicklung verlieren oder ändern sich diese Funktion und Bedeutung (vgl. Hirsch 2010, S. 225). Die Menschen ohne die nötige Impulskontrolle verschaffen sich nur kurzzeitige Erleichterung mit einem hohen Risiko. Denn entgegen der allgemeinen Auffassung weist auch Favazza klar auf den Aspekt der Suizidvermeidung hin, indem er sagt, dass es den Menschen nicht um das Zelebrieren des Todes, sondern vielmehr um einen Versuch zu überleben handelt. Das selbstverletzende Verhalten soll als Ventil Entlastung schaffen. Die Spannungsreduktion (Cortisolspiegel steigt) durch dieses Verhalten ist physiologisch nachgewiesen (vgl. Kasten 2006, S. 314) und kann suchtartigen Charakter annehmen, wie bereits im Kapitel 5. 1 sehen konnten.

Es ist schlussfolgernd durchaus anzunehmen, dass die Übergänge selbstverletzenden Verhaltens fließend sind, da es leicht scheint, Selbstverletzungen im Sinne einer psychoanalytischen Sublimierung in eine künstlerische Ausdrucksform zu verwandeln. Trotz der Belege für Fälle, in denen Tätowierungen genutzt werden, um das Verlangen nach Schmerzen und Selbstverletzung zu stillen, kann nicht pauschal davon ausgegangen werden, dass sich jeder Tätowierte damit selbst verletzen wollte. Allein die Tatsache, dass Selbstverletzungen meist impulsive, spontane Handlungen sind, die in einem akuten Belastungszustand stattfinden, widerspricht dem. Einer Tätowierung geht meist eine lange Phase des Überlegens, Planens, aber auch Zweifelns voraus. Die Impulsivität könnte somit ein Kriterium darstellen, um das Tätowieren von selbstverletzendem Handeln zu unterscheiden. Lediglich, wenn die Tätowierung als Folge seelischer Einsamkeit, Depression oder sonstigem psychischen Schmerz heraus durchgeführt wird und vordergründig der Erleichterung psychischem Drucks dient, ist die Selbstverletzung als Motiv denkbar.

Und in Hinblick auf die Historie, die das Existieren der Tätowierung von Beginn der Menschheit an belegt, hätten wir es andernfalls mit der ältesten pathologischen Verhaltensform der Gesellschaft zu tun.

6 Motive und deren Funktionen für die Tätowierung

Ich teile Finks Auffassung, dass die Tätowierung immer eine Erwerbs- oder Zweckmotivation besitzt, das heißt aus einem bestimmten Grund vorgenommen wird (vgl. Finke 1996, S. 17). Doch welche lassen über Schmerzen, finanzielle Kosten und Risiken, wie das ungewollte Erwerben einer Infektion, hinweg sehen? Mögliche Motive sollen im Folgenden in Anlehnung an Erich Kastens bisher einmaliger Auflistung (2006) orientiert genannt werden, wobei ich meine eigene als für die Soziale Arbeit relevant erachtete Kategorisierung vornehmen werde.

6.1 Erhöhte Attraktivität

Nach der Ansicht Breyvogels ist die Tätowierung als Schmuck zu betrachten (vgl. Breyvogel, S. 200). Dieser dient bekanntermaßen der Attraktivitätssteigerung. Attraktivität wird als etwas stark Anziehendes und Verlockendes definiert (vgl. Brockhaus 1987, S. 289), wobei es einer subjektiven Beurteilung von Schönheit zugrunde liegt, die sowohl von kulturellen Unterschieden als auch von individuellen Empfindungen beeinflusst wird. Meist werden einer attraktiven Person allein aufgrund ihrer Optik positive Eigenschaften zugewiesen, die jedoch keineswegs real bestehen müssen. Schon Darwin betonte, dass der Mensch einerseits keine Veränderung ertragen kann, andererseits die Abwechslung liebt und es bewundert, einen charakteristischen Punkt an ein Extrem geführt zu sehen (vgl. Darwin 1874, S. 661). Insbesondere für Jugendliche spielt das rein körperliche Aussehen zur Zeit der Identitätsfindung, in der Auseinandersetzungen mit der eigenen Attraktivität unermesslich viel Zeit geopfert wird, eine massive Rolle. Denn Attraktivität beeinflusst auch unser Selbstwertgefühl, dessen Versuch der Steigerung ganz natürlich erscheint. Durch eine Modifikation des Körpers in Form von Tätowierungen könnte diese Selbstwertgefühlsteigerung erfolgen.

Im Gegensatz zu anderen Autoren ordne ich sexuell motivierte Körpermodifikationen der Attraktivitätserhöhung zu und gehe daher an dieser Stelle näher auf sie ein. Denn um die geschlechtsspezifische Ausstrahlung zu erhöhen, die eigene Maskulinität oder Feminität zu unterstreichen, werden häufig Tattoos eingesetzt. Nach Stirn ist der künstlerische Aspekt nicht von der Hand zu weisen. Der eigene Körper wird zum Kunstwerk und dient in erster Linie der Befriedigung. Es wachsen die Gefühle der Selbstbemächtigung und -kontrolle (vgl. Stirn 2004, S. 43 ff). Ebenso interessant gestaltet sich die Perspektive des Tätowierenden, dessen Arbeit ohne Zweifel künstlerische Kompetenzen abverlangt. Die Tätowierungen gelten inzwischen als künstlerische Ausdrucksform des Tätowierten als auch des Tätowierenden. Die Motive wurden individueller und künstlerischer und bewirkten somit eine neuartige Resonanz und Akzeptanz (vgl.

Kasten 2006, S. 45). Gerade bei Piercings und Tattoos im Intimbereich überschneiden sich jedoch Kunst und Sexualität. Da der Sexualtrieb des Menschen durch die Überfütterung und erotischen Reizen heute abstumpft, bedienen sich die Menschen immer drastischeren Methoden zur Aufrechterhaltung der Lust. Hierzu Steigerung der Hautsensibilität, der Empfindsamkeit, können auch Körpermodifikationen dienen (vgl. Kasten 2006, S. 243 ff). Denn wie bereits in Kapitel 4. 2 beschrieben, übernimmt die Haut eine zentrale Bedeutung in der Sexualität. Der Wunsch nach weiteren Tätowierungen kann in dem Zusammenhang demnach auf dem Prinzip der Lust beruhen. Unter Lust wird infolge dessen ein Grundgefühl verstanden, welches zwischen den Polaritäten Lösung und Spannung, sowie Erregung und Beruhigung erlebt wird. Fetischismus, Exhibitionismus und Sadomasochismus führen darauf zurück. Die Ausschüttung von Endorphinen, den Lusthormonen blockiert die Weiterleitung des Schmerzes und stehen in der Wirkung dem Opium oder Morphin in nichts nach. Problematisch ist jedoch ihr Suchtpotential, welches auch von Sportlern beschrieben wird. Wie der Schmerz auch, ist die Lust allerdings eine subjektive Empfindung, die ebenfalls von Umgebung, Situation und Gefühlen abhängig ist.

6. 2 Gruppeneinfluss und Gruppenzugehörigkeit

Tätowierungen zum Zweck der Identifikation wurden sowohl bei den Griechen, die ihre Soldaten brandmarkten, den Römern, die ihre Sklaven auf diese Weise kennzeichneten, als auch im alten Japan, wo man Verbrechern ihr Vergehen auf die Stirn tätowierte, eingesetzt. Noch heute drücken beispielsweise Mitglieder von Motorradgangs ihre Zugehörigkeit mit Hilfe eines Tattoos aus.

Es ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, dass Soziale Kontakte zu den fundamentalsten Bedürfnissen des Menschen gehören, dass besonders Jugendliche ein Tattoo nutzen, um dazuzugehören (vgl. Baumeister & Leary 1995 zitiert nach Kasten 2006, S. 233). Es ermöglicht ein Wir-Gefühl. Denn tätowierte Personen empfinden ihre tätowierten Mitmenschen als „Artgenossen“, denen sie gleiche Eigenschaften wie sich selbst und somit auch Gemeinsamkeiten zuschreiben. Es entsteht eine Gruppenzugehörigkeit. Allein durch den Vorgang des Tätowierens haben beide ein geteiltes Erlebnis. Der komplexe Vorgang des Identifizierens des Gegenübers wird so durch das Selektionsverfahren „tätowiert – nicht tätowiert“ reduziert. Laut Ruhnke erkennen sich an Hand der Tätowierung Synonymdenkende, die durch das Hautbild individuelle Informationen über den Träger erhalten (vgl. Ruhnke 1974). Identifikation mit der Gruppe und ein gewisser Gruppendruck führen jedoch gerade bei Jugendlichen zu einer Reihe an teils unvernünftigen und risikoreichen Verhaltensweisen. Sie verändern ihr Äußeres, um sich ihrem Freundeskreis anzupassen und eine Identifikation mit diesem aufzubauen (vgl. Kasten 2006, S. 233). Dieses Verhalten lässt sich auch in Bezug auf mögliche Vorbilder übertragen, denen besonders in der Adoleszenz nachgeeifert wird.

Die eigenen Urteile, Einstellungen und Meinungen können infolge eines sozialen Einflusses, zum Beispiel der Konfrontation mit der Auffassung der Gruppe, verändert werden. Aus Angst vor Ablehnung verhalten sich die Jugendlichen dem Urteil der Gruppe konform. Die Rede ist hier von dem Majoritätseinfluss oder der Konformität, die sich in Form eines Gruppendrucks auf die Einstellung zu einer Tätowierung auswirken kann (vgl. Van Avermeat 2002, S. 452 ff).

Innerhalb der Gruppe könnte die Tätowierung darüber hinaus als Mutprobe einzuordnen sein.

6.3 Identitätsgenerierung, Identitätssicherung und Individualität

In einer ihrer Untersuchungen stellte Stirn (2004) als eine der wichtigsten Motivation den Ausdruck von Individualität sowie Identitätsgenerierung fest (vgl. Kasten 2006, S. 235). Gieler untermauert dieses Ergebnis durch die Behauptung, dass das Streben nach Abgrenzung von anderen Menschen sowie nach Individualität und Einmaligkeit zu deren Grundbedürfnissen zählen (vgl. Gieler 2007, S. 28). Doch ist es möglich, als ein Tattooträger unter mittlerweile Millionen weiteren auf der Welt wirklich individuell zu sein? Unter der Voraussetzung, dass die Motive, der Zeitpunkt sowie die Körperstelle selbst gewählt werden, kann diese Funktion erfüllt werden. Sollte die Entscheidung getroffen werden, um einem Vorbild oder Idol nachzueifern, ist dies jedoch mehr Ausdruck von Angleichung als von Abgrenzung und Individualität. Entscheiden sich die Betroffenen lediglich aus Modezwecken für ein Hautbild, so kann durchaus von einem Trend oder Massenphänomen gesprochen werden, für die Jugendliche in hohem Maße empfänglich sind.

An dieser Stelle möchte ich im Kontext der Identitätsfindung die Jugendlichen hervorheben, da diese in ihrer adoleszenten Phase vor besonderen Herausforderungen stehen. Bei ihnen verändert sich während ihrer somatischen Entwicklung ihr körperliches Erscheinungsbild, es findet eine hormonelle Umstellung statt. Die so genannte Pubertät tritt ein und sie entwickeln ein neues Bewusstsein zu ihrem äußeren Erscheinungsbild. Die Adoleszenten entwickeln ein Autonomiebestreben, welches sich meist ambivalent zu ihrer weiterhin bestehenden Bedürftigkeit, speziell hinsichtlich des emotionalen Entwicklungszustandes, verhält. Dieser Ablösungsprozess und die Neudefinition ihrer Rolle haben oft intensive Zerrissenheitsgefühl zur Folge. Die Jugendlichen wirken in ihrer Suche nach Anerkennung und Selbstwertsteigerung in einem seelischen Chaos gefangen: unabhängig, selbstbewusst, sprunghaft, launisch und überheblich versus unsicher, ängstlich und schreien förmlich nach Aufmerksamkeit, Zuwendung, Geborgenheit und Liebe (Bühler, 1991, S. 108 ff). Nach dem entwicklungspsychologischen Modell von Erikson, nach welchem ein Kind ab dem 12. Lebensjahr in die Entwicklungsphase der Pubertät eintritt, gilt es, je nach Phase unterschiedliche psychosoziale Krisen zu bewältigen, um fließend in die nächste Phase höherer Reife zu gelangen. Die Phase der Adoleszenz ist geprägt durch die psychosexuelle Phase

der Pubertät und der psychosozialen Krise „Identität vs. Identitätsdiffusion bzw. -konfusion“. Unsicherheiten der eigenen Person zeigen sich nach Erikson vor allem über „die“ psychosoziale Krise schlechthin – die Identitätskrise. Wichtige Beziehungen stellen in dieser Entwicklungsphase Peergroups und fremde Gruppen dar (vgl. Rothgang 2003, S. 83), da gerade Gleichaltrigengruppen etliche Funktionen in der Identitätsentwicklung übernehmen. In Anbetracht dieser herausfordernden Entwicklungsaufgaben im Prozess ihrer Selbstfindung führt die Schnelllebigkeit der Gesellschaft bei den labilen Adoleszenten zu einem verstärkten Verlangen nach Kontinuität und Dauerhaftigkeit. Stirn stellte fest, dass Tätowierte, entgegen der landläufigen Meinung, Tätowierungen seien eine Modeerscheinung, ein Stück Ewigkeit generieren wollen (vgl. Stirn 2004c, S. 256 ff). Indem die Tätowierung mit Erinnerungen oder bedeutsamen Ereignissen des Lebens verbunden wird, verliert sie ihre rein ästhetische Grundlage und ist damit nicht weiter von sich wandelnden Schönheitsidealen oder -vorstellungen abhängig, was ebenfalls für etwas Individuelles spricht. Jugendliche nutzen die Körpermodifikationen darüber hinaus, um gegen gesellschaftliche Normen zu protestieren und rebellieren, fand Stirn heraus (vgl. Stirn zitiert nach Kasten 2006, S. 238). Mögliches Motiv stellen in dem Zusammenhang auch das bewusste Abheben von der Masse sowie die Abgrenzung dar. Mit dem Anbringen der ersten Tätowierung wird bewusst oder unbewusst eine Grenze gezogen. Sie teilen die Welt in Menschen mit Tattoos und in Menschen ohne Tattoos (vgl. Bammann 2006, S. 14). Nach Brown fühlt sich der Tätowierte als etwas Besonderes und diskriminiert im gleichen Zusammenhang die Andersartigen. Diese Diskriminierung kann das Selbstwertgefühl heben und demzufolge die Identität festigen (vgl. Brown 2003, S. 561 f). Unabhängig davon, aus welchen Motiven sich die Betroffenen tätowieren lassen, sie übermitteln damit immer eine Botschaft. Egal ob bewusst oder unbewusst, sie kommunizieren den anonymen Anderen Informationen über sich selbst. Auch wenn dies manchmal nur die Botschaft darüber ist, dass man mit Verletzungen umgehen kann oder den Mut hatte diese zu ertragen. Daher nutzen Jugendliche die Tätowierungen in ihrem Autonomiebestreben auch zur Darstellung ihrer weiterentwickelten persönlichen Identität, da sie es als soziale Reife werten. Primäre Interaktionen sind in hohem Maße von Zeichen abhängig und die Tätowierung kann als ein solches fungieren. Als Träger dieser Zeichen tragen die Interaktionsteilnehmer dazu bei, die Situation zu definieren, so dass die anderen im Voraus ermitteln können, was sie von ihm erwarten können. Neben verbal vermittelten Informationen dienen Körperzeichen demnach als Mittel zur Eindrucksmanipulation (vgl. Goffman 2003, S. 5 ff). Es ist möglich, über die Tätowierung ein bestimmtes Selbstbild zu kommunizieren, sich zu offenbaren, sowohl nach außen als auch nach innen. Durch die intrapersonelle Kommunikation trägt die Tätowierung demnach ganz klar zur Identitätskonstruktion bei. So schreibt die Münchner Germanistin Ulrike Landfester den Tätowierungen eine

"Authentisierungsfunktion" zu und ist überzeugt, diese schaffen Identität, denn jeder formt seinen Körper, wie er es will (vgl. Der Spiegel 50/2000).

Eine weitere Erklärung dafür, dass sich die Träger mit ihrer Tätowierung identifizieren und sie ein Teil ihrer Persönlichkeit wird, wurde schon bei der Betrachtung der Haut deutlich. Durch die leibliche Einschreibung der eigenen Geschichte in ein natürliches Organ, wird die Tätowierung ein Teil des Selbst und der eigenen Identität – sie verschmelzen.

Bei einer Tätowierung müssen die Träger nicht den Verlust fürchten und sorgen ein Stück weit für Beständigkeit, die ihnen eine Art Halt im Leben verleihen kann. Modifikationen des Körpers sind demnach auch eine Möglichkeit für Akteure ihre eigene Biografie zu konstruieren und sie als kontinuierlich erfahrbar zu machen, indem die Tätowierung von den Trägern genutzt wird, um eine Verbindung mit einem bestimmten Ereignis, einer Erfahrung, oder Abschnitt in ihrem Leben herzustellen (vgl. Kasten 2006, S. 240 f). Im Umgang mit biografischen Brüchen kann die Tätowierung folglich als symbolische Repräsentant und der Prozess des Tattooerwerbes als Ritual aufgefasst werden, denn aus psychologischer Sicht dient es der Angstreduktion und der emotionalen Stabilisierung, versteht sich demnach als Schutz und der Stärkung des Selbst. Indem sich eine Frau beispielsweise ein Porträt ihrer verstorbenen Tochter tätowieren lässt, bestimmt sie selbst über ihre Art der Trauer. Eine nachvollziehbare Biographie scheint hier einen größeren Zugewinn für den Akteur darzustellen als die Befreiung von der unangenehmen Vergangenheit. Gugutzer geht davon aus, dass je stärker man von einem Ereignis leiblich-affektiv betroffen ist, desto lebhafter ist die Erinnerung daran und desto bedeutsamer ist dieses Erlebnis für die eigene Identität(sarbeit)“ (vgl. Gugutzer 2002, S. 104f.). Bei einer Tätowierung nimmt der Schmerz die Position der stark leiblichen Erfahrung ein. Dieser gesamte Prozess kann schlussfolgernd zu einer Identitätskonstruktion beitragen. Der Mensch findet eine Möglichkeit der dauerhaften Bindung, welcher er sich sicher sein kann. In einer immer schnelllebigeren Welt ist der Körper die einzige Konstante und die Tätowierung wird zu einem Teil dieser und unterstreicht damit das einzige, was ihm bleibt. Sie gibt den Trägern ein Gefühl von Sicherheit und Beständigkeit oder wie der Trendforscher Francis Müller formuliert:

„Jobs, Leasing, Beziehungen: Alles ist auf Zeit ausgelegt, da entsteht starke Sehnsucht nach etwas Bleibendem und wenn es nur ein Tattoo ist“ (Der Spiegel 50/2000).

7 Schlussfolgerung

Der Blick auf die Kulturgeschichte des Tattoos zeigte deutlich, dass die Tätowierung keine Erfindung unserer Zeit darstellt, aber die Art, Form, Funktion und Verbreitung der Tätowierung wesentlich von sozialen, kulturellen und religiösen Motiven und Einflüssen geprägt wird. Es konnte festgestellt werden, dass meist nicht nur ein Motiv die Entscheidung für eine Tätowierung beeinflusst, sondern meist Motivbündel vorlagen oder eines das andere bedingt. An diesen bewusst vorgenommenen Veränderungen, die Menschen an ihrem Körper durchführen, kann man die Einstellung zu ihrem eigenen Leib und die Auswirkungen der Gesellschaftsstrukturen erkennen. Mit Körpermodifikationen versuchen einige Menschen in der postmodernen Gesellschaft zu dem Ursprünglichen zurückzugelangen: ihrem Körper. Da die Tätowierung in unserer Gesellschaft im Gegensatz zu anderen Kulturen keine fremdbestimmten Initiationsriten mehr sind, sondern einen aktiven Akt der Selbstbestimmung darstellen, nutzen sie diesen, um sich in der Gesellschaft zu positionieren. Der Ausdruck steht dabei im jeweiligen Kontext der bestehenden Zeit und Kultur und gibt Aufschluss über den sozialen Wandel. Die Arbeit am äußeren Erscheinungsbild ist für immer mehr Menschen längst zentraler Lebensinhalt geworden und die Gesellschaft scheint bereit, Extremformen der Körpermodifikationen aufzugreifen und einen Modetrend daraus zu machen. Denn in einer überbevölkerten, gleichmachenden Welt scheint jedes Mittel recht zu sein, was die Individualität unterstreicht. Die neuesten Technologien, die die Grenzen zwischen Technik, Mensch und Maschine verwischen lassen, zeigen die gegenwärtigen Möglichkeiten auf, die Haut und den Körper künstlich zu verändern und damit die soziale Haut zu gestalten.

Mit Hilfe der Auseinandersetzung der Bedeutung unseres Körpers im 21. Jahrhundert erhielten wir Aufschluss darüber, wie schwer es fällt, den Anforderungen auf natürlichem Wege (ohne den Gebrauch von Körpermodifikationen) gerecht zu werden. Ich konnte aufzeigen, dass eine Positionierung nur noch über den Körper geschehen kann, da der Verlust von Grenzen durch die Globalisierung und die Explosion von wählbaren Möglichkeiten dazu geführt hat, dass ein drohender Identitätsverlust dazu führt, dass sich Akteure auf das Greifbare zurückbesinnen. Die Motive für die Tätowierungen sind individuell verschieden, genau wie die Funktionen, die Tätowierungen für ihre Träger erfüllen. Eine einheitliche Erklärung, warum sich Menschen tätowieren lassen gibt, es nicht und wird es wahrscheinlich auch nie geben. Es kann lediglich versucht werden für eine Gruppe von Personen Erklärungsansätze zu finden, die etwas mehr Licht in das Dunkel bringen und den Blickwinkel der Gesellschaft für Tätowierte und ihre Körperbilder etwas öffnen. Daher beschäftigte sich meine Arbeit mit Erklärungsansätzen des Tattoowunsches – Motiven und deren Funktionen. Die intensive Abhandlung des Phänomens Tätowierung hat gezeigt,

dass sie ein multifunktionales Mittel für die Träger darstellt, dessen gesteigerte Popularität in der gesellschaftlichen Entwicklung der letzten Jahre begründet wird. Die Vielzahl intra- und interpersonaler Komponenten dieses Verhaltens machte deutlich, dass die Tätowierung neben der Funktion der Attraktivitätsgewinnung durch das Tattoo als Schmuck und im Kontext des ästhetischen Kunstverständnisses eine Möglichkeit der Identitätsgenerierung und der Kommunikation sein kann. Herausgestellt hat sich, dass es aufgrund der Produktion und der Körpergebundenheit eine ganz besondere Bedeutung für seinen Träger besitzt. Es fungiert allein durch seine Existenz als etwas Bedeutungsvolles, es drückt aus, repräsentiert und stellt dar. Der formbare Körper scheint zu einem bedeutsamen Medium der Selbstinszenierung geworden zu sein. Den speziellen Charakter bezieht diese Form der Körpermodifikation aus ihrer Permanenz, welche eine übergeordnete Funktion einnimmt, da sie nicht interpretierbar ist oder der Kontrolle der Träger unterliegt. Die damit verbundene Kommunikationsfunktion unterliegt der Selbstrepräsentation der Träger, die Schaffung von Individualität hängt von der Entscheidung der Betroffenen ab, doch die Kontinuität der Tätowierung ist eine unkontrollierbare Eigenschaft des Hautbildes. Die Tätowierung in der heutigen Zeit wird zum Versuch genutzt, sich seiner Identität zu vergewissern. Sie soll sowohl umgrenzen als auch abgrenzen und dient als Schild, wirkt wie ein Panzer als Schutz vor unkontrollierter Einschreibung der Gesellschaft in den eigenen Körper. Somit vermittelt es Sicherheit und Stabilität, was in einer schnelllebigen Gesellschaft, in der morgen nicht mehr gilt, was heute noch angesagt ist, zu einem Grundbedürfnis geworden ist. Insbesondere Jugendliche tun sich immer schwerer auf ihrem Weg der Identitätsfindung.

Wie in allen Bereichen des menschlichen Lebens dehnen einige Menschen die Grenzen immer weiter aus, um sie schließlich zu überschreiten. Bislang existiert innerhalb der Internationalen Klassifikationen mentaler Störungen kein Diagnoseschlüssel, der sich mit Ganzkörper­tätowierungen oder anderen extremen Formen der Körpermodifikationen beschäftigt. Aber sind die modifizierten Körper und die damit verbundene Persönlichkeit krank?

Diese Frage lag meiner Arbeit im wesentlichen zugrunde. Der häufig von der Tattoo-Community abgelehnte Zusammenhang von Tätowierungen und Selbstverletzung sowie die Tatsache, dass mittlerweile auch die Hälfte meiner Haut von „Kunstwerken“ geschmückt ist, erweckte mein Interesse, mich mit der Frage zu beschäftigen, ob Tätowierungen in unserer schnelllebigen, uns oft überfordern­den Gesellschaft krankhafte Züge aufweisen, indem sie zum Beispiel als pathologischen Mittel der Konfliktbewältigung dienen. Es konnte nachgewiesen werden, dass durchaus eine Verbindung zwischen Persönlichkeitsstörungen und dem Anbringen von Tätowierungen bestehen kann. In dem Fall wird die Schmerzkomponente beim Tätowieren dazu missbraucht, sich Erleichterung zu verschaffen und die Krankheit auszuleben. Somit würde diese Form der

Körpermodifikation als akzeptierte Methode der Selbstverletzung genutzt werden und das mit dem für die Person positiv erscheinenden Nebeneffekt, von anderen nicht „entlarvt“ zu werden, da der Besitz einer Tätowierung nicht grundsätzlich als pathologisch identifiziert bzw. mit einer Störung gleichgesetzt wird. Als Indizien für dieses Verhalten könnten das Vorhandensein einer akuten Belastungssituation, eine impulsive, meist spontane Entscheidung und ein vermindertes Schmerzempfinden gelten. Ebenso kann das Sich-tätowieren-lassen zu einer Sucht werden, was jedoch von endogenen, exogenen sowie autogenen Faktoren die Person betreffend abhängt.

Was bedeutet das zusammenfassend für die Soziale Arbeit?

Als Sozialarbeiter sollten wir es uns zur Aufgabe machen, Jugendlichen in der Entwicklung zu autonomen Persönlichkeiten als Gesprächspartner auf Augenhöhe zu begegnen, sie in ihrem Entwicklungsprozess zu unterstützen, ihnen einen bewussten Umgang mit ihrem Körper vermitteln und dessen Selbstachtung vorleben und den Klienten beim Aufbau eines gesunden Selbstwertes helfen. Grundsätzlich sollte der Klient als Individuum gesehen werden, der unsere Unterstützung benötigt und dabei unseren vollen Respekt sowie eine angemessene Wertschätzung verdient. Nur im Falle einer offensichtlichen Selbstschädigung im Kontext der Tätowierung ist das Thematisieren einer nötigen Verhaltensänderung unabdingbar. Das bedeutet zum Einen, ihm die Wahrheit der „Scheinkultur“ offenzulegen, ihnen zum Anderen empathisch zu begegnen, auch wenn er eine Tätowierung erwerben möchte und es mit der eigenen „Kunst“vorstellung nicht konform läuft. Denn wir dürfen nicht außer Acht lassen, dass die nächste Generation einen neuen Zugang zu Körpermodifikationen dieser Art erfährt, so konfrontiert beispielsweise eine Mutter ihr Kind mit einem eigenen Tattoo am Körper und suggeriert diesem zurecht, es sei „normal“. Jugendliche dürfen und sollen eigene ästhetische Vorlieben entwickeln, sich erfahren und im Zuge dessen ausprobieren. Wir müssen sie als eigenständiges Individuen mit eigenen Bedürfnissen anerkennen und sie in ihrer Individualität stärken. Sei es nun drum, dass sich unsere Klienten in Anbetracht ihrer Entwicklungsprozesse für eine Tätowierung entscheiden. Sie vielleicht nur als Mittel zum Zweck nutzen, um von einer Gruppe aufgenommen und akzeptiert zu werden, Grenzen auszutesten oder aber als Zeichen der Auflehnung gegen die Gesellschaft, als Attraktivitätsgewinn/-steigerung oder Identitätssicherung. Es gilt, ihre Beweggründe zu erforschen und mit ihnen darüber in ein Gespräch zu kommen, ihnen nicht belehrend entgegenzutreten oder sie im Vorfeld zu verurteilen. Ich möchte mich abschließend dem Plädoyer Kastens bedienen:

...beurteile die Psyche eines Menschen nie allein nach dem Aussehen seines Körpers...

(vgl. Kasten 2006, S. 344)

8 Literaturverzeichnis

Anzieu, Didier: Das Haut-Ich, Frankfurt am Main. 1991.

Baumeister RF/Leary MR: The need to belong: Desire for interpersonal attachment as a fundamental human motiv. Psychological Bulletin. 1995. 117. S. 497-529.

Bamann, Kai: Warum lassen sich Menschen heute tätowieren? Und warum werden es immer mehr? Einige Notizen und Forschungssplitter. In: Bamann, Kai/Stöver, Heino (Hrsg.): Tätowierungen im Strafvollzug. Hafterfahrungen, die unter die Haut gehen. Oldenburg. 2006. S. 13-38.

Bidlo, Oliver: Tattoo. Die Einschreibung des Anderen. Oldib-Verlag. Essen. 2010

Breyvogel, Wilfried: Eine Einführung in Jugendkulturen. Veganismus und Tattoos. Wiesbaden. 2005

Brockhaus – Enzyklopädie. Mannheim. 1987.

Bühler, Charlotte: Das Seelenleben des Jugendlichen. Versuch einer Analyse der psychischen Pubertät. Gustav Fischer Verlag. Stuttgart. 7. Auflage. 1991.

Darwin, Charles. R.: Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren [in German]. 2. Aufl. Stuttgart. 1874.

Dietrich, Peter: Die Haut als fenster. Psychanalytische Aspekte der Haut. In: Coppetsch, Cornelia (Hrsg.): Körper und Status: Zur Soziologie der Attraktivität. Konstanz. 2000. S. 39-60.

Dorsch, Friedrich: Psychologisches Wörterbuch. Verlag Hans Huber. Wien. 1992.

Feige, Marcel/Krause, Bianca: Tattoo- und Piercing-Lexikon. Schwarzkopf & Schwarzkopf. Berlin. 2004.

Finke, Frank-P.: Tätowierungen in modernen Gesellschaften. Osnabrück. Band 1. 1996.

Friederich, Matthias: Tätowierungen in Deutschland. Eine kultursoziologische Untersuchung in der Gegenwart. Würzburg. Bd. 14. 1993.

Gieler, Uwe: Die Haut als Spiegel der Seele. Düsseldorf. 2007.

Goffman, Erving: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München. 2003.

Gugutzer, Robert: Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologischsoziologische Untersuchung zur personalen Identität. Wiesbaden. 2002.

Hahn, Cornelia: Die Repräsentation des „authentischen Körpers“. In: Hahn, Cornelia/Meuser, Michael (Hrsg.): Körperpräsentationen. Die Ordnung des Sozialen und der Körper. Konstanz. 2002. S. 279-301.

Hirsch, Mathias: Der eigene Körper als Symbol? Der Körper in der Psychoanalyse von heute. Psychosozial-Verlag. Gießen. 2002.

Hirsch, Mathias: Mein Körper gehört mir ... und ich kann mit ihm machen, was ich will. Psychosozial-Verlag. Gießen. 2010.

Hofmann, Gabriele: Alles über Tattoos. Von der Motivwahl bis zur fertigen Tätowierung. Arun-Verlag. Uhlstädt-Kirchhasel. 2004.

Kasten, Erich: Body-Modification. Psychologische und medizinische Aspekte von Piercing, Tattoo, Selbstverletzungen und anderen Körperveränderungen. München und Basel. 2006.

König, Oliver: Haut. In: Wulf, Christoph (Hrsg.): Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie, Beltz Verlag, Weinheim und Basel. 1997. S. 436-445.

Küchenhoff, J: Der Körper als Ort der Beziehungsinszenierung. In: Streeck, E. (Hrsg.): erinnern, agieren und Inszenieren – Enactments und szenische Darstellung im therapeutischen Prozess. Göttingen. 2000. S. 143-160.

Montagu, Ashley: Körperkontakt. Die Bedeutung der Haut für die Entwicklung des Menschen. Stuttgart. 1971.

Oettermann, Stephan: Zeichen auf der Haut. Die Geschichte der Tätowierungen in Europa. Europäische Verlagsanstalt. Hamburg. 4. Aufl. 1995.

Petermann, F./Winkel, Sandra: Selbstverletzendes Verhalten. Hogrefe-Verlag. Göttingen, Bern, Wien, Toronto, Seattle, Oxford, Prag 2005.

Remschmidt, H./Schmidt, M./Poustka, F.: Multiaxiales Klassifikationsschema für psychische Störungen des Kinder- und Jugendalters nach ICD- 10 der WHO. Bern. 5. Aufl. 2006.

Rothgang, G.-W.: Entwicklungspsychologie. Kohlhammer. Stuttgart. 1. Aufl. 2003.

Ruhnke, Christa: Die Tätowierung, eine sozio-kulturelle und medizinische Betrachtung. Marburg. 1974.

Ruoß, Manfred: Psychologie des Schmerzes: chronische Schmerzen in kognitionspsychologischer Perspektive. Göttingen. 1998.

Stirn, Aglaja: Vom Initiationsritual zur geschmückten Haut. Tätowierungen im Spiegel von Stammestraditionen und Kunstverständnis. Psychotherapie und Soziawissenschaft. 2001. (3). S. 284-306.

Stirn, Aglaja: Körperkunst und Körpermodifikation. Interkulturelle Zusammenhänge eines weltweiten Phänomens. In: Stirn, Aglaja/Decker, Oliver/Brähler, Elmar (Hrsg.): Körperkunst und Modifikation. Psychosozial. 2003b. 26 (94). S. 7-11.

Stirn, Aglaja: Motivation von Tätowierten und Gepiercten für die Körpermodifikationen. Ergebnisse einer ersten deutschen Fragebogenerhebung. Zeitschrift für Klinische Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie. 2004. 52(1). S. 43-58.

Stirn, Aglaja: Die Selbstgestaltung des Körpers. Narzisstische Aspekte von Tattoo und Piercing. Psychotherapie im Dialog. 2004c. 5 (3). S. 256-260.

Melzack, R./Wall, P.D.: Pain mechanisms. A new Theory. 1965. 150. S. 971-979.

Van Avermaet, Eddy: Sozialer Einfluss in Kleingruppen. In: Stroebe, W./Jonas, K./Hewstone, M.: (Hrsg.): Sozialpsychologie. Eine Einführung. Springer Verlag. 2002. S. 451-492.

Weber, Markus: Inszenierung und soziale Repräsentation durch Körperzeichen – die Tätowierung als Symbol. Bonn. 2005.

Zimbardo, Phillip G./Gerrig, Richard J.: Psychologie. München. 16. Aufl. 2004. S. 243-289.

Internetquellen:

Wikipedia. Online verfügbar: 27.05.2012

<http://de.wikipedia.org/wiki/T%C3%A4towierung>

Wiktonary. Online verfügbar: 29.05.2012

http://de.wiktionary.org/wiki/Blut_lecken

Haegele, Anja: Es stärkt das Ego. In: Der Spiegel 50/2000, S. 230.

Online verfügbar: 26.05.2012

<http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-18032410.html>

Knöpel, Ulrike: Exzesse des Körperwahns. In: der Spiegel 30/2003, S. 140.

Online verfügbar: 26.05.2012

<http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-27286914.html>

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Tattoo or not to be? Der Körper als Schautafel. FAZ 2003, Nr. 178/320 D.

Online verfügbar: 25.05.2012

<http://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/koerperschmuck-tattoo-or-not-to-be-1132273.html>